
Universität Siegen

Integrierter Studiengang
Sozialpädagogik und
Sozialarbeit (ISPA)

15. August 2003

**Die Bedeutung der Prävention in der Resozialisierung
aus sozialpädagogischer Sicht**

Diplomarbeit

Thomas Landgraf
Hohe Str. 4
35767 Breitscheid

Referent: Prof. Dr. Thilo Eisenhardt

Korreferent: Prof. Dr. Tobias Fröschle

INHALTSVERZEICHNIS

<u>VORWORT.....</u>	<u>4</u>
<u>1 EINFÜHRUNG.....</u>	<u>5</u>
1.1 PRÄVENTION	6
1.1.1 Begriffsbestimmung	6
1.1.2 Die klassische Dreiteilung	6
1.1.3 Spezial- und Generalprävention	7
1.1.4 Fünf Modelle der Kriminalprävention.....	8
1.2 RESOZIALISIERUNG.....	12
1.2.1 Begriffsbestimmung	12
1.2.2 Sozialisation	13
1.2.3 Rechtsgrundlagen	15
1.3 SOZIALPÄDAGOGIK.....	16
1.3.1 Begriffsbestimmung	16
1.3.2 Bandbreite sozialpädagogischer Maßnahmen	17
1.3.3 Rechtsgrundlagen	18
<u>2 URSACHEN KRIMINELLER HANDLUNGEN</u>	<u>20</u>
2.1 PERSÖNLICHKEITSBEZOGENE FAKTOREN	21
2.1.1 Beiträge der Entwicklungspsychologie	21
2.1.2 Beiträge der Entwicklungspsychopathologie	22
2.1.3 Empirische Ergebnisse	26
2.2 FAMILIENBEZOGENE FAKTOREN	29
2.2.1 Begriffsklärung Familie.....	29
2.2.2 Die Familienentwicklungstheorie.....	31
2.2.3 Die Familienstresstheorie	32
2.2.4 Empirische Ergebnisse	36
2.3 UMWELTBEZOGENE FAKTOREN.....	38

2.3.1	Die Theorie der differentiellen Assoziation	38
2.3.2	Die Gleichaltrigengruppe	40
2.3.3	Empirische Ergebnisse	40
3	<u>ELEMENTE ERFOLGREICHER PRÄVENTIONSPROGRAMME</u>	43
3.1	AUSWIRKUNGEN AUF MEHRERE RISIKOFAKTOREN	43
3.2	ÖKOLOGISCHER ANSATZ.....	43
3.3	LÄNGE VON MINDESTENS 2 JAHREN.....	44
3.4	DURCHFÜHRUNG INNERHALB DER ERSTEN FÜNF LEBENSJAHRE	44
4	<u>PRÄVENTIONSPROJEKT „AUGUST HERMANN FRANCKE“ (PAHF)</u>	46
4.1	GESCHICHTLICHER ABRISS DER PFADFINDERBEWEGUNG.....	46
4.1.1	Baden-Powell und die internationale Entwicklung	46
4.1.2	Die Entwicklung in Deutschland.....	46
4.1.3	Geschichte der Baptistischen Pfadfinderschaft (BPS).....	47
4.2	KONZEPT DER PFADFINDERARBEIT.....	48
4.2.1	Definition.....	48
4.2.2	Zweck der Pfadfinderbewegung.....	49
4.2.3	Prinzipien des Pfadfindertums.....	49
4.2.4	Die pfadfinderische Methode	50
4.3	DER PROJEKTKONTEXT	53
4.3.1	Die Gefährdetenhilfe Breitscheid e.V.	53
4.3.2	Der Projektbeginn.....	54
4.4	DER PROJEKTNAME AUGUST HERMANN FRANCKE	55
4.5	DIE PROJEKTZIELE	56
4.5.1	Kindliche Resilienz	56
4.5.2	Familienzusammenhalt.....	57
4.5.3	Eltern-Eltern Verbindung	57
4.5.4	Empowerment von Eltern.....	57
4.6	DIE PROGRAMMBAUSTEINE.....	58
4.6.1	Die Begrüßung.....	58
4.6.2	Die Kluft.....	58
4.6.3	Gemeinsames Singen.....	59

4.6.4	Spiele	59
4.6.5	Pfadfindertechniken.....	60
4.6.6	Proben.....	60
4.6.7	Besinnlicher Teil	61
4.6.8	Das gemeinsame Essen.....	62
4.6.9	Einbeziehung der Eltern	62
4.6.10	Abschiedsrunde	63
4.6.11	Fahrten und Lager.....	63
4.7	AKTUELLER STAND.....	63
4.8	WEITERE PLANUNG	64
5	<u>SCHLUSSBEMERKUNGEN.....</u>	<u>65</u>
6	<u>ABSTRAKT</u>	<u>66</u>
7	<u>LITERATURVERZEICHNIS</u>	<u>69</u>
	<u>ANHANG</u>	<u>76</u>
	1. ZEITUNGSARTIKEL HERBORNER ECHO	
	2. INFORMATIONSBLATT DER BAPTISTISCHEN PFADFINDERSCHAFT	
	3. KONZEPTION UND ARBEITSHILFE DER BAPTISTISCHEN PFADFINDERSCHAFT	
	4. SATZUNG DER GEFÄHRDETENHILFE BREITSCHIED E. V.	

Vorwort

Das Stichwort „Prävention“ ist in Mode gekommen, sei es im Gesundheitssektor in Form der Prophylaxe oder im Bereich der Kriminal- und dort insbesondere der Gewaltprävention. Mit Resozialisierung wird die Prävention allerdings bisher wenig assoziiert, denn da erscheint es auf den ersten Blick bereits zu spät für vorbeugende Maßnahmen. Ich selbst bin seit über fünf Jahren im Bereich der Resozialisierung tätig und damit ständig mit der schwierigen Frage konfrontiert, wie es möglich ist, straffällig gewordene Menschen wieder in die Gesellschaft zu integrieren. In der Auseinandersetzung mit dieser Thematik stieß ich immer wieder auf den Präventionsgedanken und - ohne den späteren Ausführungen vorgreifen zu wollen - ich kam zu dem Ergebnis, dass eine wirkungsvolle Resozialisierung ohne Aspekte der Prävention nicht auskommt. Prävention erscheint bisher leider als zu kurz gekommener Bereich innerhalb der Resozialisierungsarbeit. Daher begann ich über praktische Möglichkeiten der Prävention nachzudenken. Ein von den Strukturen dafür sehr geeignetes Grundkonzept fand ich in der Pfadfinderarbeit. So ließen sich viele der in der theoretischen Auseinandersetzung mit Prävention gewonnen Erkenntnisse auf praktische Handlungsweisen übertragen. Leider ist der Zeitrahmen dieser Diplomarbeit zu begrenzt, als dass ich bereits Auswirkungen des Präventionsprojektes hätte evaluieren können. Wohl aber lassen sich exemplarisch Wege aufzeigen, wie wissenschaftliche Ergebnisse zur Prävention in der Resozialisierungspraxis genutzt werden können.

**In diesem Sinne widme ich diese Arbeit dem
Präventionsprojekt
Pfadfinderstamm August Hermann Francke.**

1 Einführung

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Bedeutung der Prävention in der Resozialisierung aus sozialpädagogischer Sicht. Darin enthalten sind die drei großen Themenbereiche Prävention, Resozialisierung und Sozialpädagogik. Wenngleich uns in erster Linie die Schnittmengen dieser Arbeitsfelder beschäftigen sollen, werde ich im ersten Teil eine etwas umfassendere Einführung in alle drei Themenbereiche geben .

Als Grundlage für Präventions- und Resozialisierungsmaßnahmen ist es wichtig die Ursachen von Kriminalität zu erfassen. Das zweite Kapitel beschäftigt sich daher mit der Täterpersönlichkeit, Entwicklungsverläufen und Umweltfaktoren.

Aus den gewonnenen Erkenntnissen werden im dritten Kapitel die Elemente abgeleitet, die für eine Prävention innerhalb der Resozialisierung erfolgversprechend sind bzw. sich bereits bewährt haben.

Wie im Vorwort bereits erwähnt, eignet sich das Konzept von Pfadfinderarbeit hervorragend für präventive Zwecke. So wird im vierten Kapitel das Präventionsprojekt Pfadfinderstamm „August Hermann Francke“ vorgestellt und exemplarisch Möglichkeiten der praktischen Umsetzung aufgezeigt.

1.1 Prävention

1.1.1 Begriffsbestimmung

Der Begriff Prävention kommt aus dem Lateinischen und bedeutet einer Sache zuvorkommen. Synonyme sind Schutz, Verhütung, Vorbeugung und Prophylaxe. Der Präventionsbegriff wird in vielen Wissenschaftsdisziplinen thematisiert, wie der Medizin, Rechtswissenschaft, Pädagogik, Psychologie und Soziologie, ohne dass eine einheitliche Begriffsbestimmung vorgenommen wurde. Im Folgenden werde ich nur dem sozialwissenschaftlichen Begriff der Prävention gegen abweichendes Verhalten Beachtung schenken. In Übereinstimmung mit Herringer „soll der Begriff der Prävention ... in dieser Arbeit zur Bezeichnung aller jener gesellschaftlich organisierter Maßnahmen verwendet werden, vermittels derer die Bedingungen hergestellt werden, die die Konformität der Gesellschaftsmitglieder mit den Verhaltenserwartungen des sozialen Systems sichern und das Auftreten normabweichender Verhaltensweisen verhindern“ (Herringer 1986, 6). Zur vertiefenden Auseinandersetzung mit den Definitionsschwierigkeiten von Prävention vgl. Herringer (1986, 5 ff) und Böllert (1995, 108 ff).

In der Literatur werden viele unterschiedliche Einteilungen für Präventionsmaßnahmen angeboten, die sich allerdings meist nur bedingt aufeinander beziehen lassen. Eine einheitliche Kategorisierung der Maßnahmen zur Entwicklung von übergreifenden Präventionsstrategien gibt es noch nicht. Es folgen drei mögliche Einteilungen die meines Erachtens geeignet sind verschiedene Aspekte der Prävention zu erfassen.

1.1.2 Die klassische Dreiteilung

Sehr weit verbreitet ist die Kategorisierung der Prävention nach dem Zeitpunkt, zu dem die jeweiligen Interventionen erfolgen. „In diesem Kontext wird dann in aller Regel – zumeist in einer modifizierten Form – an die nahezu klassische Dreiteilung von primärer, sekundärer und tertiärer Prävention von Caplan angeknüpft“ (Böllert 1995, 108). Die Modifizierung ist u. a. durch die unterschiedlichen Kontexte der Prävention, z. B. dem des Gesundheitswesens oder, wie in unserem Fall, dem der sozialen Arbeit bedingt.

Die primäre Prävention richtet sich nicht an eine definierte und klar umrissene Bezugsgruppe, sondern an alle Bürger. Aufklärung, Anleitung und Beratung sind die zentralen Angebotsformen, die es der Bevölkerung ermöglichen sollen, potentiell abweichendes Verhalten ohne das Eingreifen staatlicher Instanzen zu bewältigen. Weitere

Ziele sind strukturelle Veränderungen der Lebensbedingungen, so sie belastende und einschränkende Faktoren aufweisen, die deviantes Verhalten begünstigen (Heringer 1986, 8). Es handelt sich somit um Vorbeugungsstrategien zur Reduzierung der Ursachen kriminellen Verhaltens, was Normenverdeutlichung bzw. Werteverinnerlichung impliziert (Schwind 2002, 15).

„Maßnahmen der sekundären Prävention sind an ‚potentielle Störer‘ adressiert und zielen darauf, erste sichtbare Störungsanzeichen im Verhalten dieser Personengruppe frühzeitig zu identifizieren und über beratende, behandelnde und betreuende Verfahren abzustellen, um so mögliche Prozesse der Eskalation und der Verfestigung des abweichenden und störenden Verhaltens schon in frühen Stadien zu unterbinden“ (Herriger 1986, 8). Es sind Frühinterventionen, die sich besonders an Risikogruppen richten.

Unter der tertiären Prävention versteht man „Maßnahmen der Besserung, der Nacherziehung und der Resozialisierung, die auf Personen angewandt werden, die bereits gegen Strafrechtsnormen oder andere verbindliche Verhaltensnormen verstoßen haben, mit dem Ziel, für die Zukunft erneute Normenverstöße (Rückfälligkeit) dieser Personen zu verhindern“ (ebd., 7). Kurz gesagt, es handelt sich um Rückfallverhütung.

1.1.3 Spezial- und Generalprävention

Eine weitere übliche Einteilung, gerade auch hinsichtlich strafrechtlicher Konzepte, ist die Differenzierung nach Spezial- und Generalprävention. Die Spezialprävention sieht die Einwirkung auf den einzelnen Straftäter vor, während sich die Generalprävention an die Allgemeinheit richtet.

Albrecht (1995, 16) unterscheidet bei den spezialpräventiven Überlegungen drei Ansätze.

- Durch die Erinnerung an erlittene Strafen soll der Straftäter von weiteren Straftaten abgehalten werden. Die Strafe steht als Warnung möglichen Anreizen für neue Straftaten gegenüber und dient als Abschreckung.
- Prävention soll durch Erziehung, Behandlung und Resozialisierung erreicht werden.
- Schutz durch Sicherung.

Die Generalprävention lässt sich in zwei Seiten untergliedern.

Die negative Generalprävention fungiert als Abschreckungsprävention. „Moderne Abschreckungskonzepte gründen sich auf ökonomische Entscheidungstheorien und damit auf das Modell des ‚homo oeconomicus‘. Danach fällt die Entscheidung für die Handlungsalternative, die nach Abwägen von Vor- und Nachteilen den größeren Nutzen verspricht. Die Botschaft der Abschreckungsprävention ist demnach denkbar einfach. Sie lautet immer, daß die Nachteile bzw. Kosten einer kriminellen Handlung erhöht werden müssen, wenn auf diesem Weg Kriminalitätsprävention erreicht werden soll“ (Albrecht 1995, 17).

Die positive Generalprävention ist zu verstehen als Integrationsprävention. Sie wendet sich der normtreuen Bevölkerung und der Allgemeinheit zu. Ziel ist es, das Vertrauen in die Bestands- und Durchsetzungskraft der Rechtsordnung zu stärken.

1.1.4 Fünf Modelle der Kriminalprävention

Schneider (1999, 822 ff) nennt fünf Modelle der Kriminalitätsprävention: die konfrontative Vorbeugung, die situative Verhütung, die Sozialprozessverhütung, die Entwicklungsprävention und die opferorientierte Vorbeugung. Nicht alle Modelle haben sich in gleicher Weise bewährt und für meine späteren Ausführungen ist vor allem die Entwicklungsprävention von Bedeutung. Der Vollständigkeit halber, und um es dem Leser zu ermöglichen, die gewählte Schwerpunktsetzung bei den Präventionsmaßnahmen selbst nachvollziehen zu können, werde ich auf alle fünf Modelle eingehen.

Konfrontative Prävention

Bei der konfrontativen Vorbeugung wird auf Abschreckung gesetzt und an die Vernunft der Rechtsbrecher appelliert. „Die Theorie der rationalen Wahl, die dieser Präventionsform zugrunde liegt, hat sich in zahlreichen empirisch-kriminologischen Studien zwar nicht bestätigt. Gleichwohl haben zwei populäre Vorbeugungsprogramme, ‚Scared Straight‘ (‚Zur Redlichkeit erschreckt‘) und ‚Boot Camps‘ (‚Stiefellager‘), ihre Ineffektivität überleben können, weil sie von der öffentlichen Meinung und den Massenmedien unterstützt werden“ (ebd., 822). Auf die einzelnen Programme einzugehen würde zu weit führen. Bemerkenswert ist, dass diese Maßnahmen trotz der belegten Ineffektivität und zum Teil auch schädlichen Wirkung noch immer große öffentliche Akzeptanz genießen. Erklären lässt sich dies durch die Faszination, die von den strengen Programmen mit harter

Arbeit und Disziplin ausgeht und die eine Besserung plausibel erscheinen lässt. Außerdem wird damit das Strafbedürfnis der Öffentlichkeit in nicht geringem Maße befriedigt.

Situative Prävention

„Die situative Prävention richtet ihr Hauptaugenmerk auf die Vermeidung von Delikten durch die Verminderung von Gelegenheiten und Risiken (kriminogenen Situationen). Sie baut auf der Raum-Verteilungs-Theorie („Defensible Space Theory“) auf, die postuliert, daß sich Verbrechen vermindern, wenn die Bewohner eines Bezirkes ermutigt werden, Verantwortlichkeit für ihr Gebiet zu übernehmen ...“ (Schneider 1999, 823).

Grundlage ist auch die „Routine-Aktivitäts-Theorie“, die für die Verbrechensentstehung drei Elemente herausgearbeitet hat:

- „einen motivierten Täter,
- ein geeignetes Tatobjekt und
- die Abwesenheit fähiger Beschützer des Tatobjektes gegen Rechtsverletzung“ (ebd.).

Die aus den zwei Theorien abgeleiteten Präventionskonzepte Raumverteidigung und „Zielerschwerung („Target Hardening“) basieren auf der „Raumgestaltung („Environmental Design“)“ (ebd., 823 f). Dabei geht es sowohl um die Vermeidung von Gelegenheiten für Straftaten, wie auch um die Erhöhung informeller Kontrolle, wodurch das Sicherheitsgefühl gesteigert wird. Diese Aspekte werden in der Städteplanung und bei Baumaßnahmen berücksichtigt. Klassische Sicherungselemente sind Videoüberwachungen, Alarmanlagen und ausgebaute Beleuchtungsanlagen. Des weiteren lassen sich verstärkte Polizeipräsenz und Bürgerinitiativen wie „Bürgerpatrouillen und Wohnblocküberwachung („Neighbourhood Watch“)“ nennen.

„Der situativen, technischen Prävention wird in der internationalen Diskussion großes Gewicht beigemessen; aber sie ist nicht bedenkenfrei. Sie trägt zu Festigungsmentalitäten und Vermeidungsverhalten bei. Die Kriminalität wird weder verhindert noch vermindert, sondern hin und her geschoben: Straftaten werden zu anderen Zeiten, an anderen Orten und mit anderen Mitteln begangen; sie richten sich gegen andere Zielobjekte; andere Verbrechenstypen werden verübt“ (Schneider 1999, 824).

Die Schwierigkeit an der situativen Prävention ist, dass sie nicht an den Ursachen der Kriminalität ansetzt, wie den sozialen Problemen in Wohnvierteln. So sind die Maßnahmen wohl in Mittelschichts-Nachbarschaften wirkungsvoll, nicht aber in sozial bereits desorganisierten Gebieten.

Sozialprozessverhütung

„Die Sozialprozeßverhütung bemüht sich, den Gemeinschaftszerfallsprozeß zu verhüten oder wenigstens zu unterbrechen und aufzuhalten, der mit der Verbrechensentstehung eng verbunden ist. Sie beruht auf der Theorie der sozialen Desorganisation, die die Kriminalitätsverursachung auf die Unfähigkeit der sozialen Gruppe eines Gebietes zurückführt, gemeinsame Werte seiner Bewohner zu verwirklichen, ihre gemeinsamen Probleme zu lösen und wirksame informelle Sozialkontrollen durch seine Bürger aufrechtzuerhalten“ (Schneider 1999, 825).

Am Beginn der sozialen Desorganisation stehen Unordnung und Vernachlässigung, die zum Gemeinschaftszerfallprozeß beitragen. Beispiele für die Unordentlichkeit sind Vandalismus, Einrichtungsbeschädigungen, aufgebrochene Automaten, sowie auf der Verhaltensebene Betteln, Anpöbeln und Lärmbelästigung. Bestehende Unordnung zieht einerseits Kriminelle an und löst andererseits bei den Bewohnern Rückzugsverhalten und Kriminalitätsangst aus. Das stellt den Beginn einer Negativspirale, einer Zerfallspirale dar, die einen immer größeren Zerfall der informellen Kontrolle mit sich bringt.

Als ein Beispiel erfolgreicher Präventionsarbeit sei diesbezüglich die Gemeinschaftspolizeiarbeit genannt. Dabei ist es „die Aufgabe der Polizei, eine Arbeitspartnerschaft mit der Gemeinschaft und ihren Institutionen ... zu suchen. Sie soll nicht nur gegen Unordnung einschreiten („Zero-Tolerance-Policing“). Die Unordnung ist lediglich ein Signal für einen Gemeinschaftszerfallprozeß, der unterbrochen und aufgehalten werden muß. Hierbei besteht der Kern der Polizeirolle darin, die informellen Kontrollmechanismen der Gemeinschaft selbst wieder aufzubauen und zu stärken“ (Schneider 1999, 826).

Entwicklungsprävention

Elementar für die Entwicklungsprävention ist die Idee von Risiko- und Schutzfaktoren. Risikofaktoren sind all jene Bedingungen in einer Person oder in ihrem Umfeld, die die Entwicklung von Delinquenz begünstigen. Schutzfaktoren sind als Gegenstück dazu alle Bedingungen, die prosoziales Verhalten fördern und Risikofaktoren in ihrer Wirkung

verhindern oder einschränken. „Die Entwicklungsvorbeugung hat ihre Grundlage in Lebenslauftheorien („Life Course Theories“), nach denen sich Delinquenz und Kriminalität im interaktiven Prozeß entfaltet, der während des gesamten Lebenszyklus abläuft. Die Vertreter der Lebenslauftheorien studieren die Entwicklung und die Dynamik des Problemverhaltens und der Kriminalität unter der Berücksichtigung des Alters des Täters“ (Schneider 1999, 828).

Es lassen sich zwei Delinquenztypen voneinander unterscheiden. Zum einen die Lebenslauf Täter, zum andern die Entwicklungsstraftäter. In kriminologischen Forschungen wurde festgestellt, dass „eine kleine Gruppe von Lebenslauf Tätern für einen unverhältnismäßig großen Anteil an delinquentem und kriminellem Verhalten verantwortlich ist. So gingen nach einer Längsschnittstudie 61 Prozent aller Straftaten auf das Konto von nur 7,5 Prozent chronischer Delinquenten der untersuchten Geburtskohorte“ (ebd., 828). Die Risikofaktoren der beiden Gruppen unterscheiden sich grundlegend, weshalb für sie auch verschiedene Präventionsprogramme vorgesehen sind.

Für Lebenslaufstraftäter wurden Vorschulprogramme, Elternschulungen und auch kombinierte Schulprogramme mit Lehrer-, Eltern- und Schülertraining entwickelt. „All diese Vorbeugungsprogramme sind fast ausschließlich auf Kinder ökonomisch und sozial benachteiligter Familien in sozial desorganisierten Gebieten angewandt worden. Sie waren durchweg erfolgreich, insbesondere wenn sie miteinander kombiniert wurden (Schneider 1999, 830).

Zur Prävention von Entwicklungsstraftätern gibt es Schul- und Freizeitprogramme. Dabei spielen kognitiv- behaviorales Gruppentraining und das Erlernen prosozialen Handelns als Alternative zu delinquenten Verhaltensweisen eine wichtige Rolle. Im Blick sind neben den einzelnen Personen auch die Gleichaltrigengruppen und Jugendbanden.

Opferorientierte Vorbeugung

Die Verantwortung für eine kriminelle Handlung liegt beim Täter. Es gibt jedoch Merkmale und Verhaltensweisen durch die ein Opfer seine Viktimisierung begünstigen, bzw. beeinflussen kann. Deshalb ist es wichtig das Opfer und potentielle Opfer bei dem Kriminalitätspräventionsprozess mit einzubeziehen und sich dabei nicht nur auf den potentiellen Täter zu beschränken. Grundlegend sind die Theorien der Opferanfälligkeit

und der Opferkarriere. „Nach der Theorie der Opferkarriere konzentriert sich ein Großteil des Opferwerdens durch Straftäter auf einen verhältnismäßig kleinen Teil der Bevölkerung. Frühere Viktimisierung ist der stärkste und zuverlässigste Prädiktor zukünftigen Opferwerdens. Jede Opferschädigung bildet einen wichtigen Ursachenfaktor für weitere Viktimisierungen, denn sie schädigen das Selbstkonzept des Opfers“ (Schneider 1999, 831).

Elemente der Anti-Viktimisierungsprogramme sind u. a. Aufklärung, Stärkung des Selbstbewusstseins, Erwerb von Widerstands- und Selbstschutzzfähigkeiten sowie dem Erkennen von Gefährdungs- und Warnsignalen.

1.2 Resozialisierung

1.2.1 Begriffsbestimmung

Unter der Resozialisierung wird allgemein die Wiedereingliederung in die Gesellschaft verstanden. Ausgangspunkt für den Resozialisierungsgedanken ist die Annahme, dass von den sozialen Normen abweichendes Verhalten durch Störungen im Sozialisationsprozess des Menschen verursacht wird. Als Ziel des heutigen Strafvollzuges in Abgrenzung zum früher vorherrschenden Gedanken von Sühne und Vergeltung steht der Resozialisierungsbegriff auch für ein ganzes Vollzugskonzept. Dadurch bedingt handelt es sich nicht um einen klar definierten Fachbegriff, sondern es gibt viele Definitionsansätze. Im Folgenden werde ich auf einige dieser Definitionsversuche in Anlehnung an Cornel (1995, 14 ff) eingehen.

- (1) Das Wort Resozialisierung legt nahe, dass dieser eine Sozialisierung vorausgegangen sein muss. Eine andere Aussage wird deutlich „in dem hundertfach wohlmeinend vorgebrachten Wortspiel, es gehe in Wirklichkeit nicht um Resozialisierung, sondern um eine Erst- oder Ersatzsozialisierung. Hingewiesen werden soll damit zweifellos auf eine Benachteiligung und Mangellage hinsichtlich der Sozialisationsbedingungen, daß also der Delinquent möglicherweise nicht unter sehr förderlichen Sozialisationsbedingungen aufwuchs. Abgesprochen werden mit einem solchen Satz aber den Delinquenten die grundlegendsten Bedingungen des Menschseins bzw. Erwachsenwerdens“ (ebd., 15). Denn Sozialisation äußert sich nicht nur in sozial angepasstem und normenkonformen Verhalten, sondern in einer Vielzahl von Leistungen und Kulturtechniken, die auch von den Delinquenten erbracht werden oder wurden.

- (2) Resozialisierung ist die Wiedereingliederung des Gefangenen in die Gesellschaft, in das soziale Leben und die menschliche Gesellschaft. Als inhaltlicher Kern verschiedener Formulierungen lässt sich festhalten: „Der Gefangene soll lernen, sich straffrei zu verhalten“ (ebd., 16). Durch eine solche Definition wird die Resozialisierung allerdings auf Gefangene, und damit einhergehend, auf den Strafvollzug beschränkt. „Es kann aber heute keine Frage mehr sein, daß sich der Begriff der Resozialisierung auch auf die der Bewährungsaufsicht Unterstellten und Hilfesuchenden in der behördlichen und freien Straffälligenhilfe bezieht. Selbst wenn es sich dabei schwerpunktmäßig um ehemalige Gefangene handelt und die Desintegration gerade durch den Strafvollzug mitverursacht wurde, müssen die ambulanten Reaktionen auf kriminelles Verhalten zweifellos begrifflich mit einbezogen werden. Resozialisierung ist im Übrigen inhaltlich nur als Prozeß zu verstehen, der nicht gelingen könnte, wenn er im Moment der Haftentlassung abgebrochen würde“ (Cornell 1995, 16).
- (3) Resozialisierung ist Teil des lebenslang anhaltenden Sozialisationsprozesses. Die Vorsilbe „re-“ macht deutlich, dass sich Teile der Sozialisation außerhalb der gesellschaftlichen Normen und Werte bewegten und eine Wiedereingliederung nötig ist. „Grundsätzlich betrifft Resozialisierung – verstanden als Wiedereingliederung in die Gesellschaft – das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft“ (ebd., 17). So richtet sich die Resozialisierung nicht nur an das Individuum mit seinem abweichenden Verhalten durch die Forderung nach Anpassung und Strafnormeneinhaltung. Denn auch die Gesellschaft ist aufgefordert Verhältnisse zu schaffen, die normenkonformes Handeln ermöglichen und Integration fördern.

Es ist das Resozialisierungsverständnis der dritten Definition, das ich der folgenden Arbeit zugrunde lege. Nur wenn klar ist, was Sozialisation bzw. der Prozess der Sozialisation eigentlich ist, kann erfasst werden, wie ein fehlgeleitetes Individuum zurückgeführt werden kann in den Status der normenkonformen Sozialisiertheit. So werde ich im nächsten Abschnitt auf die Sozialisation eingehen.

1.2.2 Sozialisation

Sozialisation ist ein weites Feld. Eine plastische Vorstellung von dem, was Sozialisation alles beinhaltet ergibt sich, wenn man sich vorstellt, „was ein Mensch aus einer fremden

Kultur oder einer vergangenen Epoche lernen müsste, um in unserer Kultur zu leben: Sprache und Regeln der Rede, den Sinn von Symbolen, Regeln des sozialen Umgangs und des Verhaltens in spezifischen Settings und bei spezifischen Anlässen, ... die Werte- und Glaubenssysteme und Ideologien, die Sitten, das Recht, die Bräuche und die Moden usw.“ (Oerter, Montada 2002, 39).

Kurz gefasst lässt sich die Sozialisation bezeichnen als “die Konzeption der *Menschwerdung im sozialen Kontext*” (Fend 2003, 129).

An der Sozialisation sind viele unterschiedliche Sozialisationsinstanzen wie die Familie, die Schule, der Beruf, die Medien und andere Personengruppen beteiligt. Dabei erfolgt die Sozialisation auf die unterschiedlichsten Arten und Weisen, wie z. B. „durch Anleitung und Anforderung, Information und Belehrung, durch Beobachtung und Nachahmung von Vorbildern, durch Strafen und Belohnung“ (Oerter, Montada 2002, 39). Bei der Betrachtung dieser Aspekte wird deutlich, dass Erziehung innerhalb der Sozialisation auftaucht. Wenngleich die „**Grundbegriffe 'Erziehung' und 'Sozialisation'**“ in der Literatur nicht immer gleich verwendet werden, so „kann man jedoch so etwas wie eine herrschende Meinung feststellen: Danach unterscheidet sich Erziehung und Sozialisation (auf eine vereinfachte Formel gebracht) dadurch, daß **Erziehung in der bewussten und zielgerichteten (planvollen) Förderung sozial erwünschter Verhaltensweisen durch Erziehungsträger** (Eltern, Lehrer, berufliche Ausbilder) besteht, während unter dem Begriff der **Sozialisation das Eingeführtwerden in sowohl sozial erwünschte als auch in sozial unerwünschte Verhaltensweisen durch Umwelteinflüsse jeder Art** verstanden wird“ (Schwind 2002, 171). Die Erziehung ist also innerhalb der Sozialisation, gerade auch hinsichtlich normenkonformen Handelns sehr entscheidend.

Der Sozialisationsprozess lässt sich in verschiedene Phasen unterteilen. Die erste findet innerhalb der Familie statt, es wird auch von der Primärsozialisation gesprochen. Ganz besonders von psychoanalytischer Seite wird die ungeheuer große Bedeutung der ersten Lebensjahre für die gesamte Persönlichkeitsentwicklung betont. Denn alle weiteren Entwicklungen bauen auf den Grundlagen auf, die in diesen Jahren geschaffen wurden. Neben dem Erwerb elementarer kognitiven und kommunikativen Fähigkeiten soll das Individuum Handlungskompetenz erlernen, sowie eine Ich-Identität und Ich-Stärke entwickeln.

Die sekundäre Sozialisation erfolgt durch die Sozialisationsinstanzen, die über die Familie hinausgehen, wie Schule, Beruf und andere Gesellschaftsbereiche. Diese Phase endet erst mit dem Tod, da sich unsere Gesellschaft mit ihren Kulturen ständig wandelt. „Sozialisation bedeutet folglich lebenslanges Lernen auf vielen Gebieten“ (Oerter, Montada 2002, 39).

1.2.3 Rechtsgrundlagen

Der Begriff der Resozialisierung ist in Deutschland häufig verknüpft mit Zwangsmaßnahmen und androhten oder vollstrecktem Freiheitsentzug sowie der Aufgabenstellung und Grenzziehung durch die Verfassung. Erstaunlich ist dabei, „daß der Begriff Resozialisierung selbst im Strafvollzugsgesetz, das vom Bundesverfassungsgericht als rechtliche Grundlage für Eingriffe in Grundrechte im Rahmen des Freiheitsentzuges gefordert worden war, nur an einer Stelle nachträglich Eingang gefunden hat und wie wenig zunächst im Rahmen des Gesetzgebungsverfahrens die Legitimation der Koppelung von Freiheitsentzug als Sanktion und von Resozialisierung als Leitkategorie der Hilfemaßnahmen für straffällige Personen problematisiert wurde“ (Cornel 1995, 37).

In § 2 Satz 1 Strafvollzugsgesetz heißt es: „Im Vollzug der Freiheitsstrafe soll der Gefangene fähig werden, künftig in sozialer Verantwortung ein Leben ohne Straftaten zu führen (Vollzugsziel).“ Darin werden der Zweck und die Absicht des Resozialisierungskonzeptes deutlich.

Bezüglich einer zwangsweisen Behandlung im Strafvollzug wird deren Zulässigkeit als verfassungsrechtlich problematisch konträr diskutiert. Für detailliertere Ausführungen ist hier kein Raum (vgl. dazu Cornel 1995, 38 ff und Veith 1993, 51 ff).

Wenngleich die Meinungen über die Verfassungsmäßigkeit auseinander gehen, so „ist sich die Literatur und Praxis doch weitgehend darüber einig, daß eine zwangsweise Resozialisierung, Behandlung oder Therapie nicht zweckmäßig und erfolgversprechend ist. Es bedarf zweifellos der Mitwirkung und Zustimmung der Betroffenen“ (Cornel 1995, 39).

Wendet man sich den einzelnen Arbeitsfeldern der Straffälligenhilfe zu, so zeigt sich, dass die rechtlichen Regelungen über die unterschiedlichsten Gesetze und Verordnungen verteilt sind. Die folgende Übersicht macht dies deutlich (Cornel 1995, 55).

Grundlegende Regelungen für das Recht der Resozialisierung:

- Grundgesetz (GG)
- Konventionen zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten (MRK)
- Allgemeiner Teil des Sozialgesetzbuches (SGBAT)

Regelungen zu den Aufgabenbereichen der Straffälligenhilfe:

- Jugendgerichtsgesetz (JGG)
- Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG)
- Strafprozessordnung (StPO)
- Strafgesetzbuch (StGB)
- Strafvollzugsgesetz (StVollzG)
- Bundessozialhilfegesetz (BSHG)

Weitere Sonder- und Detailregelungen:

- Jugendarrestvollzugsordnung (JAVollzO)
- Untersuchungshaftvollzugsordnung (UHaftVollzO)
- Strafvollstreckungsverordnung (StVollstrO)
- Strafvollzugsvergütungsverordnung (StVollzVergO)
- Verordnung zur Durchführung des §72 BSHB
- Gesetz über den Verkehr mit Betäubungsmitteln (BtMG)
- Bundeszentralregistergesetz (BZRG)
- Opferentschädigungsgesetz (OEG)

Für weitergehende Betrachtungen zu den einzelnen Regelungen vgl. Cornel (1995, 58-63).

1.3 Sozialpädagogik

1.3.1 Begriffsbestimmung

„Die Bezeichnung ‚Sozialpädagogik‘ wird in der Alltagssprache wie auch in der pädagogischen Fachsprache und wissenschaftlichen Diskussion unterschiedlich verwendet. So wird einmal zwischen Sozialarbeit und Sozialpädagogik unterschieden, bedingt durch die verschiedenen Denk- und Berufstraditionen. Der Beruf des Sozialarbeiters entwickelte sich aus den Vorgängerberufen des Wohlfahrtspflegers und der Fürsorgerin, der Beruf des Sozialpädagogen aus denen der Jugendleiterin und der Jugendfürsorgerin“ (Theising u. a.

2001, 9). Die historisch bedingten Unterschiede wurden allerdings immer kleiner und beide Berufsfelder gingen mehr und mehr ineinander über. „Bis in die 50er Jahre ging man davon aus, daß die unterschiedlichen Tätigkeitsfelder von SozArb und SozPäd zu disparat wären und zu unterschiedliche Kenntnisse, Fertigkeiten und Kompetenzen erforderten, um einheitliche Ausbildungsgänge für alle sozialen Berufe einrichten zu können. Die *Ausbildung* war deshalb zunächst auf sozialpädagogische Tätigkeiten (Kindergärtnerin, Horterin, Jugendleiterin, Heimerzieherin) und auf sozialarbeiterische Arbeitsplätze (Sozialamt, Jugendamt, Gesundheitsamt) getrennt. Diese Trennung wurde in den 60er Jahren gegenüber einer Differenzierung der Ausbildung in Wahlfächern in den Hintergrund gestellt ...“ (Kreft 1988, 483).

Heute spielt die Unterscheidung nach Sozialpädagogik und Sozialarbeit kaum noch eine Rolle. Ein Großteil der Stellen ist für beide Berufsgruppen ausgeschrieben und die Ausbildungsinhalte unterscheiden sich zum Teil nur minimal.

Sozialpädagogik ist eine zusammenfassende Bezeichnung für außerschulische und außerfamiliäre Erziehungsbemühungen. Dabei lassen sich viele unterschiedliche Arbeitsfelder und Maßnahmen unterscheiden.

1.3.2 Bandbreite sozialpädagogischer Maßnahmen

Durch zunehmende Ausdifferenzierungen von Angeboten, die zur Entwicklung von neuen Einrichtungen und Maßnahmen führt, ist es schwierig geworden das Feld Sozialpädagogik abschließend und umfassend darzustellen. Im Folgenden wird eine mögliche Dreiteilung der Einrichtungen und Maßnahmen in Anlehnung an Kreft (1988, 482 f) vorgenommen.

- (1) Einteilung nach „den Stationen im Lebenszyklus ..., in dem sich die [betroffenen] Menschen befinden“:

Traditionell wurde dabei an die Altersstufen von Säuglingen, Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen gedacht. Heute sind auch die Erwachsenen bis in das hohe Alter mit erfasst. Konkret handelt es sich dabei um „Schwangerschaftsberatung und Säuglingsfürsorge, Kinderkrippen, Kindergärten und Kinderhorte, Erziehungsheime, Freizeitheime, und Häuser der offenen Tür, Zeltlager und Erholungsmaßnahmen, Förderung von Jugendverbänden, Jugendgruppen und Maßnahmen internationalen Jugendaustausches, Überwachung des Pflegekinderwesens (Familienpflege) und der

Adoptionsvermittlung, Amtsvormundschaft, Jugendgerichtshilfe und Bewährungshilfe. Die meisten dieser sozialpädagogischen Tätigkeiten, die Förderung und die Einrichtung der für sie notwendigen Institutionen sind ... in einem selbständigen Jugendamt auf kommunaler Ebene zusammengefasst.“ Das Sozial- und Gesundheitsamt kümmert sich um materielle und zunehmend auch um seelische Probleme von Erwachsenen in Krisensituationen.

- (2) Einteilung nach „den besonderen Problemen marginalisierter ‚Zielgruppen‘ ..., die besonderer Lebens- und Überlebens-Hilfen bedürfen“:

„Dazu gehören etwa: Jugendliche ohne Ausbildungs- und Arbeitsplatz; alleinerziehende Mütter; ausländische Familien, die in Deutschland arbeiten und wohnen und deren Kinder; Aussiedler und Umsiedler; Menschen, die drogenabhängig geworden sind oder die an bisher nicht zu heilenden Krankheiten leiden: Behinderte.“

- (3) Einteilung „nach den Methoden der Sozialarbeit/Sozialpädagogik ..., welche in der Entwicklung – sozialer Berufe ausgeformt und in deren Ausbildung formuliert worden sind“:

Unter den „klassischen Methoden“ der Sozialarbeit lassen sich folgende drei unterscheiden:

- Einzelfallhilfe
- Gruppenpädagogik (-arbeit)
- Gemeinwesenarbeit

1.3.3 Rechtsgrundlagen

Wie die große Bandbreite sozialpädagogischer Maßnahmen nahe legt, ist eine Vielzahl rechtlicher Regelungen mitbeteiligt. Greifen wir das Arbeitsfeld Resozialisierung heraus, so ergibt sich daraus bereits eine ganze Liste relevanter Gesetze und Vorschriften (vgl. Kap. 1.2.3). Andere betroffene Rechtsgebiete sind u.a. Verwaltungsrecht, Familienrecht, Sozialrecht, Vormundschafts- und Pflegerrecht.

Grundlegende Regelungen für präventive Sozialarbeit findet sich im Sozialgesetzbuch (SGB VIII), auch bekannt als Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG).

Im § 1 KJHG wird das Recht auf Erziehung und die Zielsetzung der Jugendhilfe formuliert.

„(1) Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit. ...

(3) Jugendhilfe soll zur Verwirklichung des Rechts nach Absatz 1 insbesondere

- junge Menschen in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung fördern und dazu beitragen, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen,
- Eltern und andere Erziehungsberechtigte bei der Erziehung beraten und unterstützen,
- Kinder und Jugendliche vor Gefahren für ihr Wohl schützen,
- dazu beitragen, positive Lebensbedingungen für junge Menschen und ihre Familien sowie eine kinder- und familienfreundliche Umwelt zu erhalten oder zu schaffen“
(§ 1 Abs. 1 + 3 KJHG).

In § 11 KJHG werden die Jugendarbeit und deren Schwerpunkte definiert.

„(1) Jungen Menschen sind die zur Förderung ihrer Entwicklung erforderlichen Angebote der Jugendarbeit zur Verfügung zu stellen. Sie sollen an den Interessen junger Menschen anknüpfen und von Ihnen mitbestimmt und mitgestaltet werden, sie zur Selbstbestimmung befähigen und zu gesellschaftlicher Mitverantwortung und zu sozialem Engagement anregen und hinführen. ...

(3) Zu den Schwerpunkten der Jugendarbeit gehören:

- außerschulische Jugendbildung mit allgemeiner, politischer, sozialer, gesundheitlicher, kultureller, naturkundlicher und technischer Bildung;
- Jugendarbeit in Sport, Spiel und Geselligkeit;
- arbeitswelt-, schul- und familienbezogene Jugendarbeit;
- internationale Jugendarbeit;
- Kinder- und Jugenderholung;
- Jugendberatung“ (§ 11 Abs. 1 + 3 KJHG).

2 Ursachen krimineller Handlungen

Die Hoffnungen und Erwartungen der kriminologischen Forschung, sich durch methodisch-empirische Vorgehensweisen der Ursachen von kriminellem Verhalten klar zu werden, sind bislang nicht erfüllt worden. „Jedenfalls fehlt es an einer (zuverlässigen) Ursachenkenntnis bis heute (grundsätzlich) noch immer; deshalb gibt es zwar zahlreiche 'Kriminalitätstheorien', aber nur relativ wenig gesichertes Wissen“ (Schwind 2002, 79).

In Anlehnung an die Ausführungen von Schwind (2002, 80) betrachten wir nun den heutigen Meinungsstand zur Ursachenforschung.

Es wurde festgestellt, dass es **„keine monokausale Erklärung** für Kriminalität gibt. **Normabweichendes Verhalten hat meist mit mehreren verschiedenen Einflussfaktoren zu tun**, die einander ergänzen bzw. verstärken. Dabei folgt die Verknüpfung aber **keinen naturwissenschaftlichen Gesetzen im Sinne von einfachen linearen Kausalbeziehungen bzw. eindimensionalen Ursache-Wirkung-Mechanismen**. Deshalb können auch **keine Ausschließlichkeitsansprüche** der Erklärungsansätze ... anerkannt werden.“

Es wird angenommen, dass die Einflussfaktoren eine additive Wirkung haben. Die verschiedenen Faktoren bringen also in ihrer Summe Ergebnisse hervor, wozu jeder in seiner bestimmten Eigenart seinen Beitrag leistet. Gelegentlich ist auch von einer multiplikatorischen Wirkung die Rede, wobei davon ausgegangen wird, dass sich gewisse Risikofaktoren in bestimmten Konstellationen in ihrer Auswirkung potenzieren.

Der „sog. **Anlage-Umwelt-Streit**“ beschäftigt sich mit der Frage, „ob das unangepasste Sozialverhalten bzw. das Kriminellwerden eher (oder ausschließlich) mit der **genetischen** Programmierung (Erbfaktoren) des Menschen, der straffällig wurde, zu tun hat oder eher (oder ausschließlich) mit den Umweltfaktoren, also mit dem Milieu, in dem er aufwachsen musste.“ Unter dem Stichwort der „**biosozialen Interaktion**“ wird heute zunehmend davon ausgegangen, dass sowohl personenbezogene, wie auch gesellschaftsbezogene Erklärungen eine Rolle spielen.

2.1 Persönlichkeitsbezogene Faktoren

2.1.1 Beiträge der Entwicklungspsychologie

Die Entwicklungspsychologie beschäftigt sich mit Veränderungen und Stabilitäten im Lebenslauf und deren Bedingungen. Die allgemeine Entwicklungspsychologie ist weitgehend deskriptiv geblieben und hat Veränderungen als Funktion des Alters beschrieben.

Die ökologische und die differentielle Entwicklungspsychologie versucht die Veränderungen zu erklären und deren potentielle Einflussfaktoren zu erforschen. Dabei werden auch die individuellen Merkmale und Potentiale des jeweiligen Entwicklungsstandes untersucht.

„Die moderne Entwicklungspsychologie geht noch einen Schritt weiter, nachdem sie erkannt hat, dass Individuen nicht nur durch ihre Entwicklungsumwelt beeinflusst werden, sondern ihrerseits Einfluss auf ihre Umwelt nehmen bzw. die passende Umwelt suchen und sich somit ihre Entwicklungsbedingungen partiell selbst schaffen oder selbst wählen“ (Oerter, Montada 2002, 5).

Das davon abgeleitete interaktionistische Entwicklungsmodell schreibt sowohl dem Entwicklungssubjekt, als auch dem Entwicklungskontext einen gestaltenden Einfluss zu. „Der Mensch und seine Umwelt bilden ein Gesamtsystem, in dem die Aktivitäten und die Veränderungen beider Systemteile miteinander verschränkt sind. Die Veränderung eines Teils führen zu Veränderungen auch anderer Teile und/oder des Gesamtsystems und wirken wieder zurück, was Transaktion genannt wird (Ford & Lerner, 1992)¹“ (ebd., 6). Eine wichtige Rolle spielt dabei die „Passung“ vom Menschen zur Umwelt.

Brandstädter beschreibt Entwicklungsprobleme als Passungsprobleme. „Die Entwicklungsprobleme sieht er als Diskrepanz bzw. fehlende Passung zwischen

- den Entwicklungszielen des Individuums selbst,
- seinen Entwicklungspotentialen (Dispositionen, Kompetenzen usw.),
- den Entwicklungsanforderungen im familiären, schulischen, subkulturellen Umfeld des Individuums, d.h. den dort existierenden alters-, funktions- oder bereichsspezifischen Standards sowie
- den Entwicklungsangeboten (Lern- und Hilfsangeboten, Ressourcen) in der Umwelt des Individuums.

¹ Ford, D.H., Lerner, R.M. (1992). Developmental systems theory. Newbury Park: Sage.

Entwicklungsprobleme manifestieren sich als Selbstwertprobleme, Schulschwierigkeiten, Statusprobleme, Eheprobleme, Eltern-Kind-Probleme, berufliche Probleme, u.a.m. Sie können phänotypisch ganz unterschiedlich erscheinen, z.B. als neurotische, psychopathologische Symptomatik, als deviantes Verhalten, als aversive Emotion, auch wegen unterschiedlicher Bewältigungsversuche“ (Oerter, Montada 2002, 7).

Für präventive Maßnahmen lässt sich von diesen Erkenntnissen ableiten, dass Personen und deren Kontext sich wechselseitig beeinflussen. Demnach sollten sich die Programme nicht nur an das Individuum oder seine Umwelt richten, sondern eine kombinierte Interventionsstrategie entwickeln, die beide Bereiche umfasst.

Ein weiteres hilfreiches Konzept für unsere Fragestellung ist das der sensiblen Periode. „In der Entwicklungspsychologie werden **sensible Perioden** als Entwicklungsabschnitte definiert, in denen – im Vergleich zu vorangegangenen und nachfolgenden Perioden – spezifische Erfahrungen maximale positive oder negative Wirkungen haben“ (ebd., 35). Der Beginn einer sensiblen Periode wird durch den Entwicklungsstand bestimmt und setzt entsprechende Erfahrungsvoraussetzungen voraus. Weitgehend ungeklärt ist, weshalb nach der sensiblen Periode die gleichen Erfahrungen nicht mehr so wirksam sind, ein Lernen oder Umlernen sich weitaus schwieriger gestaltet. Das Konzept stammt ursprünglich aus der Embryologie. Die sensiblen Phasen beginnen daher mit der pränatalen Entwicklung der Organe und Funktionen und setzen sich z.B. über die Bindung zwischen dem Säugling und der Mutter fort.

Neben der sensiblen Phase wird auch oft von einer kritischen Phase gesprochen. Die Kindheit wird als besonders sensible und verletzbare Phase angesehen, da die dort gemachten Erfahrungen die weitere Entwicklung stark mit beeinflussen (ebd., 35 f). Das Wissen um die sensiblen Perioden ist für die Planung von Präventionsprogrammen wichtig, da diese auf den jeweiligen Entwicklungsstand abgestimmt sein müssen, um wirkungsvoll arbeiten zu können.

2.1.2 Beiträge der Entwicklungspsychopathologie

Die Entwicklungspsychopathologie versucht interdisziplinär Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie und anderer nicht medizinischer Wissenschaften für die psychiatrische Forschung nutzbar zu machen. Dabei wird untersucht wie einerseits normale Entwicklungseinflüsse auf die Art und Intensität der Genese psychopathologischer

Symptome Einfluss nehmen und andererseits wie sich psychopathologische Symptome auf die normale Entwicklung auswirken. "Entwicklungspsychopathologie stellt den Versuch dar, Ursachenbedingungen und Verlauf individueller Muster von Fehlanpassungen im Laufe der Entwicklung zu untersuchen. Der Fokus ist dabei auf die spezifischen Problemstellungen einer Bewältigung von entwicklungsbedingten Anpassungsnotwendigkeiten gerichtet. Psychopathologische Symptome, die therapeutische Interventionen erfordern, werden so vor dem Hintergrund von Entwicklungs- und Anpassungsaufgaben des Individuums gesehen" (Resch 1996, 2) (vgl. Kap. 2.1.1).

„Die individuelle Anpassungsfähigkeit kann mit dem Begriff des ‚adaptiven Potentials‘ erfasst werden. Das adaptive Potential definiert sich als Resultante von Vulnerabilitätsfaktoren und protektiven Faktoren im Angesicht von Entwicklungsrisiken“ (ebd., 17). Anders ausgedrückt geht es dabei um die Risiko- und Schutzfaktoren.

Risiko- und Schutzfaktoren

Diese Faktoren können sowohl in der Person wie auch in der Umgebung begründet sein. Beispielhaft folgt eine Aufstellung frühkindlicher Risikofaktoren.

„Ausgewählte risikoerhöhende Faktoren der kindlichen Entwicklung innerhalb der ersten drei Lebensjahre (nach Zeanah, Boris & Larrieu, 1997).²

Biologische Faktoren

- Frühgeburt, Geburtskomplikationen, Erkrankungen eines Säuglings, niedriges Geburtsgewicht
- negatives mütterliches Ernährungsverhalten sowie Substanzkonsum
- schwieriges Temperament eines Kindes (z. B. lässt sich ein Kind durch die Mutter schwer beruhigen)

Faktoren der Eltern-Kind-Interaktion

- Bindungsverhalten (unsicher-vermeidende, unsicher-ambivalente und desorganisierte Bindungserfahrungen)
- negatives Pflegeverhalten der Mutter
- psychische Störungen der Eltern

² vgl. Zeanah, Boris & Larrieu (1997): Infant development and developmental risk. Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry, 36, 165-178

Familiäre und soziale Faktoren

- Konflikte der Eltern
- Gewalt und Misshandlung in der Familie
- Erziehungsverhalten der Eltern (z. B: inkonsequentes oder vorwiegend strafendes Erziehungsverhalten)
- sehr junge Eltern (z. B: Elternschaft vor dem 15. Lebensjahr)
- niedriger sozioökonomischer Status“ (Petermann & Petermann in Rollett & Werneck 2002, 55).

Schutzfaktoren

Eine ganze Reihe an Schutzfaktoren ergibt sich bereits allein aus der Abwesenheit von Risikofaktoren. Darüber hinaus lassen sich noch weitere besonders stabilisierende Faktoren feststellen. Es folgt eine kleine Auswahl von Schutzfaktoren bezüglich aggressiven Verhaltens.

„Fergusson und Lynskey (1996)³ gingen im Rahmen der ‚Christchurch Health and Development study‘ in Neuseeland der Frage nach, welche Kinder besonders gefährdet sind, aggressives Verhalten zu entwickeln. Nach dieser Studie verhindern folgende Faktoren die Entstehung aggressiven Verhaltens:

- Keine früh auftretenden Aufmerksamkeitsstörungen;
- vielfältige Kontakte zu Erwachsenen außerhalb der Familie und positive Aktivitäten mit diesen;
- elterliche Zuneigung und Bindung, das heißt eine liebevolle und unterstützende Beziehung wenigstens zu einem Elternteil;
- kein schwieriges Temperament / kein auffälliges Sozialverhalten in den ersten beiden Lebensjahren;
- regelmäßige Eß- und Schlafgewohnheiten;
- flexibles Einstellen auf neue Situationen;
- vorwiegend positiv gestimmte Emotionslage (= freundliches Verhalten); und
- positive Sozialkontakte zu nicht-auffälligen Gleichaltrigen“ (Petermann & Petermann in Rollett & Werneck 2002, 60).

³ Fergusson & Lynskey (1996): Adolescent resiliency to family adversity. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 37, 281-291.

Mutter-Kind Interaktion

Eine positive Mutter-Kind-Interaktion stellt einen höchst wirksamen Schutzfaktor da. Dem Kind wird dadurch Selbstvertrauen und Selbstwirksamkeit vermittelt, wodurch bei biologischen und psychosozialen Risiken kompensatorische Wirkungen eintreten können. Des Weiteren ist die Mutter-Kind-Interaktion eine Grundvoraussetzung für gelingende Erziehungsmaßnahmen (Petermann & Petermann in Rollett & Werneck 2002, 54).

Der Begriff des Psychopathen

Unter den in der Entwicklungspsychopathologie untersuchten Entwicklungsverläufen lassen sich solche, die der Norm entsprechen, von abnormen unterscheiden, die dann zu Fehlanpassungen führen. Dementsprechend werden auch Kategorisierungen der Persönlichkeiten vorgenommen.

„Abnorme Persönlichkeiten sind angelegte Variationen, die aber weitgehend veränderbar sind durch die Entwicklungen und Schwankungen des unerlebten Untergrundes und durch die Einwirkung von Schicksalen und Erlebnissen im weiteren Sinn. Die psychische Auffälligkeit steht daher stets kontinuierlich in der Persönlichkeitsentwicklung und tritt nicht als plötzlicher Einbruch in Erscheinung“ (Göppinger 1971, 136).

Wichtig ist festzuhalten, dass ein fließender Übergang von einer „normalen“ zur abnormalen Persönlichkeit besteht. Unter den abnormalen Persönlichkeiten spielt die Gruppe der Psychopathen gerade auch hinsichtlich delinquenten Verhaltens eine wichtige Rolle.

Unter Psychopathen werden allgemein all jene Menschen verstanden, die unter ihrer Abnormalität leiden oder aber unter deren Abnormalität die Gesellschaft leidet. Psychopathen „fallen durch eine vorwiegend affektive Desintegration auf, die bei normalen Milieureizen durch eine pathoplastische Anlage manifestiert wird oder psychogen durch außergewöhnliche Milieureize bei normaler Anlage entstehen. Es besteht kein Intelligenzmangel“ (Zink 1986, 1382).

Die Anwendung vom Begriff des Psychopaten erfolgt teilweise sehr undifferenziert, so dass dabei auf die unterschiedlichsten psychischen und sozialen Auffälligkeiten abgezielt wird. Die Bandbreite der psychopathischen Ausprägungen ist sehr groß, weshalb genaue Klassifizierungen unverzichtbar sind, um verbindliche Aussagen über eine Person zu

treffen. Eine Gefahr besteht darin, Straftäter einfach aufgrund ihrer Tat oder ihrer Art der Lebensbewältigung als Psychopathen zu klassifizieren ohne sich wirklich mit ihrer Persönlichkeit auseinander zu setzen (ebd., 136 f).

Beschäftigt man sich mit den Ursachen für die Psychopathologie so stößt man massiv auf den bereits weiter oben angesprochen Anlage-Umwelt-Streit (vgl. Kap. 2). Ohne in diesen tiefer einzusteigen, lässt sich feststellen, dass die Ursprünge psychopatischer Entwicklungen in frühesten Kindheit liegen.

Im Hinblick auf die dissozialen Persönlichkeiten kann gesagt werden, „daß sich *infolge von Deprivationssituationen in der frühen Kindheit Schädigungen* in den folgenden dem *Ich* zugehörigen Funktionen finden: In den intellektuellen Vollzügen, in der Sprachentwicklung, in der Impulskontrolle, im Umgang mit der Zeit, in der planenden Antizipation zukünftiger Ereignisse (insbesondere betreffend Einsicht in die Folgen eigenen Handelns) sowie in der Ausbildung flexibler, ‚reifer‘ Abwehrfunktionen“ (Rauchfleisch 1981, 66 f).

2.1.3 Empirische Ergebnisse

Wie bereits bei der Entwicklungsprävention ausgeführt (vgl. Kap. 1.1.4) ist eine relativ kleine Gruppe von Lebenslaufstraftätern für den Großteil der Verbrechen verantwortlich. So beziehen sich die meisten der folgenden Ergebnisse auf persistente Straftäter. Ermittelt werden dabei Risikofaktoren, denen es in Präventionsmaßnahmen zu begegnen gilt. Schutzfaktoren ergeben sich zum einen bereits aus fehlenden Risikofaktoren, zum anderen aus speziellen protektiven Faktoren.

Die Stabilität delinquenten Verhaltens

Es gibt fundierte Belege dafür, dass stark antisoziales Verhalten in der Kindheit bis ins Jugendalter anhält und ein hohes Risiko für persistente Delinquenz darstellt. Auch für aggressives Verhalten von Kindern, das als besonders charakteristisch für chronische Straftäter gilt, lassen Studien eine große Stabilität in der Fortsetzung kriminellen Verhaltens annehmen. Diese Aussagen treffen sowohl auf Mädchen wie auf Jungen zu (Yoshikawa 1994, 29).

Die Spezialisierung

Zwei Kategorien antisozialen Verhaltens von Jugendlichen werden häufig unterschieden:

aggressiv	kriminell
Offenes antisoziales Verhalten	Verdecktes antisoziales Verhalten
Aggressive Verhaltensstörung als Einzelner	Aggressive Verhaltensstörung als Gruppe
Gewaltverbrechen	Eigentumsdelikte

Zur ersten Kategorie gehören im allgemeinen Begriffe wie Aggression, Kampf, Zerstörung, fehlende Kooperation und Kontrollverlust. Mit der zweiten verbindet man „schlechte“ Kumpels, Schuleschwänzen, gemeinschaftlichen Diebstahl und Mitgliedschaft in einer Gang.

All diese antisozialen Verhaltensweisen fallen unter das weitgefaste Syndrom von externalisierten Symptomen, im Unterschied zu internalisierten Symptomen, wie Angst, Rückzug, Depression oder somatische Beschwerden.

Die Ursachen und Zusammenhänge von aggressivem und nichtaggressivem antisozialen Verhalten mögen sich unterscheiden. Demgegenüber deutlich fundierter ist belegt, dass eine „vielseitige“ Gruppe von antisozialen Jugendlichen, die in Verhaltensweisen beider Kategorien involviert sind, besonders zu chronischer Delinquenz neigt. Es besteht ein starker Zusammenhang zwischen chronischer Delinquenz und fehlender Spezialisierung (Yoshikawa 1994, 29 f).

Das Einstiegsalter

Es besteht ein Konsens darüber, dass chronische Jugendstraftäter ein besonders junges Einstiegsalter zu antisozialen Handlungen haben (Yoshikawa 1994, 30).

Die entscheidenden Risikofaktoren

Welche Faktoren sind am effektivsten in der Voraussage von chronischer Delinquenz?

Farrington entwickelte einen Voraussagekatalog mit sieben Faktoren:

- niedrigen sozioökonomischen Status,
- strafrechtlich verurteilte Eltern,
- geringe Intelligenz,
- kümmerliche elterliche Erziehung,
- Nervigkeit (nach Einschätzung durch Lehrer und Gleichaltrige),
- Verhaltensstörungen (nach Einschätzung durch Lehrer und Eltern) und
- verschiedene Formen von ausrastendem Verhalten.

Diese 7 Faktoren stellten sich unter 25 gemessenen als am wirkungsvollsten heraus. Die Messung erfolgte im mittleren Kindesalter (8 bis 10 Jahre) und deckte solche Bereiche ab, wie Temperament, Erziehung, Verhaltensprobleme, Familieneigenschaften und Elterntrennung.

Kinder mit mindestens 4 dieser Faktoren beinhalteten 15 von 23 später chronischen Straftätern. Diese 23 Kinder waren verantwortlich für mehr als die Hälfte aller Verurteilungen in der Kohorte von 411 Kindern (Yoshikawa 1994, 30 f).

Genetische Risikofaktoren

Studien über die Wechselbeziehung von Anlage und Umwelt helfen zu erklären, wie die Genetik ein hohes oder niedriges Risiko für ein spezielles Verhalten darstellt, und wie das Verhalten dadurch über verschiedene Umgebungen hinweg beeinflusst wird.

Forschungen ergaben, dass Umwelteinflüsse, besonders spezielle Bereiche des Familienkontextes, sehr wichtig sind für die Erklärung von Jugendkriminalität in Abhängigkeit von genetischen Risikofaktoren. Daneben wurden auch Belege dafür gefunden, wie wichtig die erlebte Umwelt mit ihrem Einfluss auf die Jugendkriminalität ist. Familienzentrierte Interventionen scheinen daher ein effektives Mittel zur Reduzierung von Kriminalität zu sein.

Es soll noch betont werden, selbst wenn durch späteren Forschungen chronische Delinquenz als stark vererblich herausgefunden werden sollte, so bliebe es gleich wichtig, die Umweltbedingungen zu fördern, um das Vorkommen von schwerem antisozialen Verhalten zu reduzieren (Yoshikawa 1994, 31 f).

Das Geschlecht

Im Vergleich zu Mädchen wurde bei Jungen ein größeres Ausmaß an Delinquenz festgestellt, sowohl in Befragungen als auch durch die offiziellen Statistiken. Es wird sich immer wieder mit der Frage beschäftigt, ob dieses Übergewicht des männlichen antisozialen und kriminellen Verhaltens nun biologischen oder sozialen Ursprungs ist. Faktoren wie die Entwicklung der Geschlechterrollen, der Hormonspiegel, der Aktivitätsdrang und verschiedene Stufen der körperlichen Entwicklung wurden in verschiedenen Studien als Ursachen für die geschlechtsspezifischen Unterschiede aufgezeigt. Es gibt deutliche Hinweise dafür, dass sich die Anzeichen für weibliche und

männliche Delinquenz voneinander unterscheiden. In den Studien über Kriminalitätsrisiken wurde sich allerdings häufig auf das männliche Geschlecht beschränkt (Yoshikawa 1994, 32).

Die Persönlichkeit des Täters

„Die Täterpersönlichkeit“ gibt es nicht. Insgesamt gesehen erscheint es erfolgversprechender, nicht die Täterpersönlichkeit zu suchen, sondern verschiedene Delinquenzgruppen zu bilden – z. B. Gewalttäter, Sexualtäter, Vermögenstäter etc. Wahrscheinlich sind zwischen diesen Gruppen eher Unterschiede zu finden als zwischen Delinquenten und Nichtdelinquenten (Villmow & Kaiser 1973, 41 ff).

2.2 Familienbezogene Faktoren

2.2.1 Begriffsklärung Familie

In der Umgangssprache wird der Begriff Familie mit völliger Selbstverständlichkeit gebraucht, anders im wissenschaftlichen Umgang. Was letztendlich darunter verstanden wird, hängt von den unterschiedlichsten Faktoren ab, wie der Zeitepoche, der Kultur und dem jeweiligen Blickwinkel. Es lassen sich folgende drei Familienbegriffe unterscheiden.

Der rechtliche Familienbegriff

„Nach dem gegenwärtigen rechtlichen Verständnis in der Bundesrepublik Deutschland steht für die Definition von Familie das *Filiationsprinzip* zusammen mit dem *Sorgerechtsprinzip* im Vordergrund, d. h. eine Familie entsteht dann, wenn zwei Generationen durch biologische oder rechtliche Elternschaft miteinander verbunden werden und eine Klärung des Sorgerechts für die nachwachsende Generation erfolgt ist“ (Schneewind 1991, 98). Je nachdem, ob die Eltern verheiratet oder unverheiratet sind, lassen sich vollständige Familien mit beiden Elternteilen und unvollständige mit nur einem Elternteil und dem jeweiligen Kind bzw. Kindern unterscheiden.

Der genealogische Familienbegriff

Dieser Familienbegriff orientiert sich am Verwandtschaftsprinzip und ist weiter gefasst als der rechtliche Familienbegriff. Die Familie einer Person sind all jene Menschen, mit der sie verwandt, verschwägert oder verheiratet ist, gleichgültig ob diese noch leben oder bereits verstorben sind und in welcher Beziehung sie zueinander stehen. „Ein derartiger Familienbegriff macht deutlich, daß die einzelne Person selbst, ein Glied in der Entstehung

von Familie' ist, somit also – auch wenn sie sich selbst als familienlos bezeichnet – unentrinnbar ein ‚Familienmensch' ist“ (ebd., 99). Wenngleich dieser Familienbegriff eine große Vielfalt an Familienformen umfasst, werden noch immer familienähnliche Formen ausgegrenzt, wie nichteheliche Lebensgemeinschaften und Pflegefamilien.

Der psychologische Familienbegriff

Orientiert man sich rein am rechtlichen oder genealogischen Familienbegriff so wird eine Reihe quasi-familiärer Lebensformen ausgegrenzt. Für psychologische Fragestellung ist dies ein wenig befriedigender Zustand, den ein erweiterter psychologischer Familienbegriff zu kompensieren versucht, der sich am „*Prinzip des gemeinschaftlichen Lebensvollzugs*“ ausrichtet. „Zur Klärung dessen, was hierunter zu verstehen ist, lassen sich folgende vier Kriterien anführen:

- *Abgrenzung*, d. h. der Zusammenschluß von zwei oder mehr Personen, die in Abhebung von anderen Personen oder Personengruppen ihr Leben nach bestimmten expliziten oder impliziten Regeln in wechselseitiger Bezogenheit gestalten;
- *Privatheit*, d. h. das Vorhandensein eines umgrenzten Lebensraumes, der die Verwirklichung von intimen interpersonalen Beziehungen ermöglicht;
- *Nähe*, d. h. die Realisierung von physischer, geistiger und emotionaler Intimität im Prozeß interpersonalen Beziehungen;
- *Dauerhaftigkeit*, d. h. ein durch wechselseitige Verpflichtung, Bindungen und Zielorientierung auf längerfristige Gemeinsamkeit angelegten Zeitrahmen“ (ebd. 99 f).

Beziehungssysteme, die den Kriterien gemeinschaftlichen Lebensvollzugs entsprechen, werden als intime Beziehungssysteme bezeichnet. „In psychologischer Sicht sind intime Beziehungssysteme von besonderem Interesse, da man davon ausgehen kann, daß sie wegen der ihr unterstellten hohen interpersonalen Involviertheit die Persönlichkeitsentwicklung der beteiligten Personen entscheidend mitgestaltet“ (Schneewind 1991, 100 f).

Kernelement des psychologischen Familienbegriffs ist daher die familiäre Funktion des Beziehungssystems und nicht seine Begründung in rechtlichen oder biologischen Gegebenheiten. Zum psychologischen Familienbegriff vgl. auch Petzold, M. in Rollett & Werneck 2002, 22-31.

2.2.2 Die Familienentwicklungstheorie

Die Familienentwicklungstheorie dient der Analyse von Familienentwicklungsprozessen. Dabei wird der Familienzyklus studiert als eine stufenweise Abfolge unterschiedlicher Entwicklungsstadien. Es lassen sich normative Übergänge und Phasen im Lebenszyklus unterscheiden, beginnend mit der Loslösung von der Ursprungsfamilie, sich fortsetzend mit der Gründung einer Ehe und dem Familienleben, mit und ohne Kindern, bis hin zur Familienauflösung. Daneben gibt es zunehmend nicht normative Übergänge und Phasen wie die Nachscheidungsphase und Wiederverheiratung.

Die einzelnen Übergänge und Phasen bringen jeweils spezifische Familienentwicklungsaufgaben mit sich. Beispielhaft herausgegriffen sei die Phase von Familien mit Jugendlichen. Zur weiteren Entwicklung sind folgende Veränderungen im Familienstatus erforderlich:

- „Veränderung der Eltern-Kind-Beziehung, um Jugendlichen zu ermöglichen, sich innerhalb und außerhalb des Familiensystems zu bewegen
- Neue Fokussierung auf die ehelichen und beruflichen Themen der mittleren Lebensspanne
- Hinwendung auf die gemeinsame Pflege und Sorge für die ältere Generation“
(Oerter & Montader 2002, 109).⁴

Der Übergang von einer Familienphase in die nächste bringt meist eine tiefgreifende Umstrukturierung des Familienlebens mit sich. „Diese Umbruchphase hat den Charakter eines kritischen Übergangs, in dem erprobte Muster familiären Zusammenlebens in Frage gestellt werden“ (Schneewind 1991, 112). Beginnt beispielsweise ein Jugendlicher aufgrund seiner biologischen Reifung nach mehr Autonomie zu streben, wird er aber weiterhin von den Eltern wie ein Kind behandelt, so kommt es zu Asynchronien innerhalb der Familienentwicklung. „Die Asynchronie äußert sich in einem dialektisch sich verschärfenden Spannungsverhältnis, das – wenn es ein bestimmtes Ausmaß erreicht hat – nach einer Lösung drängt, die eine strukturelle Neuordnung des Beziehungsgefüges innerhalb der Familie erfordert“ (Schneewind 1991, 113).

Im Familienzyklus auftretende Asynchronien bedürfen einer erneuten Synchronisierung. Ist eine Familie damit überfordert, kann der Synchronisierungsprozess auch durch Hilfe von außen in Gang gesetzt werden.

⁴ nach Carter & McGoldrick (1988): The changing family life cycle, New York: Gardner, 13.

2.2.3 Die Familienstresstheorie

Bei der Familienentwicklungstheorie wurde bereits festgestellt, dass Übergänge von einer Familienphase in die nächste häufig zu großen Veränderungen und damit auch zu Belastungen führen. Daneben lassen sich belastende Ereignisse beobachten, die vom normalen Lebenslaufzyklus abweichen, wie plötzliche Todesfälle, Krankheiten und Katastrophen. Die Familienstresstheorie beschäftigt sich mit der Frage, wie Familien mit solchen Belastungen umgehen.

Hill untersuchte während und nach dem 2. Weltkrieg die Folgen kriegsbedingter familiärer Trennung und Wiedereingliederung. „In diesem Zusammenhang entwickelte er ein Familienkrisenmodell und ein Phasenmodell zur Bewältigung von Familienstress. Das Familienkrisenmodell wird von Hill (1958, S. 141)⁵ auch als ABCX-Modell bezeichnet und von ihm selbst wie folgt zusammengefasst: ‘A (das Stressoreignis) – in Interaktion mit B (den Krisenbewältigungsressourcen der Familie) – in Interaktion mit C (die Definition einer Familie von dem Ereignis) – erzeugt X (die Krise)’“ (Schneewind 1991, 115).

Das Phasenmodell ist eine allgemeine Beschreibung des familiären Anpassungsprozesses auf krisenauslösende Ereignisse mit folgendem Ablauf.

- (1) Die Familie befindet sich in einem bestimmten Organisationsniveau.
- (2) Der krisenauslösende Stressor führt zu einer Phase der Desorganisation.
- (3) Innerhalb der Desorganisation wird eine Erholungsphase eingeleitet.
- (4) Je nach Qualität der Krisenbewältigung mündet die Erholungsphase in ein neues Organisationsniveau der Familie ein.

Das Familienkrisenmodell wurde von McCubbin und Patterson zu einem doppelten ABCX-Modell ausgebaut. Ausgangspunkt ist die Feststellung, „daß es durch eine Krise zu einer Anhäufung von Stressoren kommen kann. Dies verlangt von der Familie zum einen eine erneute Einschätzung der Krisensituation und ihrer Bewältigungsmöglichkeiten. Zum anderen ergibt sich die Frage, welche Ressourcen einer Familie neben denen, die bereits vor der Krise bestanden, zusätzlich zur Verfügung stehen. Diese beiden Aspekte bestimmen das konkrete Krisenbewältigungsverfahren der Familie, was je nach Qualität

⁵ Hill, R. (1958): Generic features of families under stress. Social Casework, 49, 139-150.

der Krisenbewältigung eine mehr oder minder gelungene Neuanpassung der Familie zur Folge hat“ (Schneewind 1991, 116).

Bei dieser Erweiterung ist es nicht geblieben sondern das Modell wurde zu einem integrativen Familienstressmodell weiterentwickelt, da einige wichtige Aspekte bisher noch nicht erfasst wurden. Dabei sei betont, dass familiär belastete Umstände nicht unweigerlich in eine Krise führen müssen.

Zu berücksichtigen ist, dass die Art des stressauslösenden Ereignisses eine entscheidende Rolle spielt. So können wenigstens folgende drei Formen von Familienstress unterschieden werden:

- „(a) *Bewältigungsstreß*, d. h. Streß, der durch die antizipierte oder faktische Bewältigung von Stressoren entsteht;
- (b) *Krisenstreß*, d. h. Streß, der sich durch die Unfähigkeit zur Bewältigung von Stressoren einstellt;
- (c) *Duldungsstreß*, d. h. Streß, der bei fehlenden Bewältigungsmöglichkeiten und/oder fehlender Bewältigungsmotivation ertragen wird“ (Schneewind 1991, 117).

Die Bewältigung von Familienstress lässt sich aufgrund der unterschiedlichen Zielsetzung in zwei Formen unterteilen. Wie oben im Phasenmodell beschrieben verlangt die durch die Stressoren ausgelöste desorganisierte Situation nach Veränderung. „Bei dem Versuch, den Veränderungsimpuls unter Kontrolle zu bekommen, können nun zwei verschiedene Bewältigungsziele unterschieden werden: Zum einen eine strukturerhaltende und zum anderen eine strukturverändernde Bewältigung. Insofern eine aktive Wiederherstellung von relativer Stabilität des Familiensystems in die Wege geleitet wird, beziehen sich die Aktivitäten der Familie auf Bewältigungs- bzw. Krisenstreß“ (Schneewind 1991, 117).

Familiäre Stressbewältigung

Im Familienkrisenmodell nach Hill war bereits von den Krisenbewältigungsressourcen und der Definition einer Familie von dem Stressorereignis die Rede. Beides sind wichtige Aspekte bezüglich der familiären Stressbewältigung.

Familieninterne Definition von Stressoren

Die Art und Weise, wie die Familie einen Stressor definiert, entscheidet mit darüber, ob er als Herausforderung oder Belastung empfunden wird. Die familiäre Definition des Stressors ist dabei wiederum abhängig von den zu erwartenden Konsequenzen.

„So haben etwa Needle, Glynn und Needle (1983)⁶ für einen bestimmten nichtnormativen Familienstressor – die Drogenabhängigkeit eines jugendlichen Familienmitglieds – folgende sechs Aspekte herausgestellt, die für die Definition dieses Ereignisses durch die Familie typisch sind:

- *Besorgtheit*: Die Familie sorgt sich um die Gesundheit und Sicherheit des Jugendlichen;
- *Angstgefühle*: Bedingt durch ein erhöhtes Selbstmord- und Todesrisiko drogenabhängiger Jugendlicher kommt es zu intensiven Angstgefühlen in der Familie;
- *Verantwortlichkeits- und Schuldgefühle*: Eltern machen sich Selbstvorwürfe, bezweifeln ihre erzieherische Kompetenz oder halten sich für das Verhalten des Jugendlichen verantwortlich;
- *Innerfamiliäre Verbreitung der Drogenabhängigkeit*: Die Eltern entwickeln die Sorge, daß Geschwister von den drogenabhängigen Jugendlichen ‚angesteckt‘ werden und ebenfalls Drogen nehmen;
- *Irritation über Nebeneffekte*: Die Familie sorgt sich über eine mehr oder minder grundlegende Änderung im Lebensstil des drogenabhängigen Jugendlichen, die sich z. B. in Interesselosigkeit, Passivität oder emotionaler Entfremdung äußern kann;
- *Ruf der Familie*: Sofern bekannt wird, daß ein jugendliches Familienmitglied drogenabhängig ist, fürchtet die Familie um ihren Ruf in der Nachbarschaft und der Gemeinde. Die Konsequenz kann familiäre Isolation und eine Erniedrigung des familiären Selbstwertgefühls sein“ (Schneewind 1991, 126).

Durch die Art und Weise, mit der eine Familie einen Stressor definiert, wird häufig die effektive Bewältigung des stressauslösenden Ereignisses behindert. Um helfend eingreifen zu können, ist es daher von besonderer Bedeutung, die subjektive Definition eines Familienstressors in Erfahrung zu bringen. Durch Umdeutung des Stressors können dann gegebenenfalls neue Kräfte für dessen Bewältigung freigesetzt werden.

⁶ Needle, R.H., Glynn, T.J. & Needle, M.P. (1983): Drug abuse. Adolescent addictions and the family. In C.R. Figley & H.I. McCubbin (Eds.), Stress and the Family. Vol. 2: Coping with catastrophe (pp. 37-52). New York: Brunner/Mazel.

Bewältigungsressourcen

Für die Stressbewältigung ist es sehr bedeutsam über welche Ressourcen zur Stressregulation eine Familie verfügt. Diese könne sowohl in den einzelnen Personen, der Familie oder deren Umfeld begründet sein.

Zu den persönliche Bewältigungsressourcen lassen sich folgende Gegebenheiten zählen:

- Finanzieller Wohlstand
- Bildungsniveau
- Gesundheitliches Wohlergehen
- Psychische Voraussetzungen in Form bestimmter Persönlichkeitsdispositionen
 - „*Selbstwertgefühl*, d. h. eine positive Einstellung der Person zu sich selbst,
 - *Selbstverunglimpfung*, d. h. eine Tendenz, seine eigenen Fähigkeiten geringzuschätzen und
 - *Personale Kontrolle*, d. h. die Gewissheit, auf veränderte Lebensumstände durch eigenes Handeln Einfluß nehmen zu können“ (Schneewind 1991, 127).

Interne Ressourcen des Familiensystems sind insbesondere Familienkohäsion und Familienanpassungsfähigkeit. „*Familienkohäsion* wird von Oslon und McCubbin (1982, S. 49)⁷ definiert als ‚die emotionale Bindung, die Familienmitglieder untereinander haben, und das erlebte Ausmaß an individueller Autonomie‘, Während der Begriff *Familienanpassungsfähigkeit* von den gleichen Autoren (Olson & McCubbin 1982, S. 51) eingeführt wird als ‚die Fähigkeit eines Ehe- oder Familiensystems, ihre Machtstruktur, Rollenbeziehungen und Beziehungsregeln als Reaktion auf situations- und entwicklungsbedingten Streß zu ändern‘“ (Schneewind 1991, 127 f).

Außerfamiliäre Unterstützungssysteme lassen sich in

- formelle (z. B. Schulen),
- nicht-formelle (z. B. kirchliche Gruppen) und
- informelle Systeme (z. B. Nachbarn) unterscheiden.

⁷ Oslon, D.H. & McCubbin, H.I. (1982): Circumplex model of marital and family systems. V: Application to family stress and crises interventions. In H.I. McCubbin, A.E. Cauble, & J.M. Patterson (Eds.), Family stress, coping, and social support (pp. 48-68). Springfield: Thomas.

„Cobb (1982)⁸ macht eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Formen von Unterstützung.

Dabei ist die *soziale Unterstützung* eine von vier Formen, die lediglich informationellen Charakter hat und folgende drei Komponenten erfasst:

- (a) *emotionale Unterstützung*, die dazu führt, daß der Empfänger sich geliebt und umsorgt fühlt,
- (b) *Wertschätzungsunterstützung*, die dem Empfänger das Gefühl vermittelt, daß er geschätzt und anerkannt ist,
- (c) *Netzwerkunterstützung*, die beim Empfänger zur Überzeugung beiträgt, daß er eine bestimmte Position in einem Netzwerk wechselseitiger Kommunikation und Verpflichtungen innehat“ (Schneewind 1991, 128).

Instrumentelle Unterstützung schließt Hilfe durch Beratung und Therapie mit ein. Ziel bezüglich der Stressbewältigung ist es, Familien zu helfen neue oder alternative Bewältigungsmöglichkeiten zu aktivieren.

Die *aktive Unterstützung* beinhaltet alle direkten Hilfen zur Alltagsbewältigung, wodurch Stress abgebaut wird, wie beispielsweise die Nachbarschaftshilfe. Diese aktive Unterstützung lässt sich vor allem in den nichtformellen und informellen Unterstützungssystemen finden und hat sich als wesentlicher stresslindernder Faktor erwiesen. Es sei noch darauf hingewiesen dass unnötige aktive Unterstützung zu Abhängigkeiten führen kann.

Die vierte Form der von Cobb genannten Unterstützung ist *materielle Hilfe*, also Geld-, Güter- und Dienstleistungen. Teile diese Hilfe kommen aus dem formellen Unterstützungssystem und können wesentlich dazu beitragen, familiäre Dauerbelastungen erträglicher zu machen (Schneewind 1991, 128 ff).

2.2.4 Empirische Ergebnisse

Es folgen nun einige Ergebnisse aus der Sekundäranalyse von Villmow und Kaiser (1973) mit dem Titel „Empirisch gesicherte Erkenntnisse über Ursachen der Kriminalität“.

⁸ Cobb, S. (1982): Social support and health through the live course. In H.I. McCubbin, E.A. Cauble & J.M. Patterson (Eds.), Family stress, coping and social support (pp. 189-199). Springfield: Thomas.

Selbstverständlich gibt es auch neuere Studien zu diesem Thema und deren Ergebnisse sollen auch nicht unbeachtet bleiben. Da die grundsätzlichen Erkenntnisse jedoch noch aktuell sind wird sie trotz des älteren Datums herangezogen.

Unvollständige Familien

Es lassen sich strukturell und funktional unvollständige Familien unterscheiden.

Unter Strukturell unvollständige Familien fallen alle äußeren Störungen wie Tod eines Elternteils, Scheidung, Getrenntleben, Unehelichkeit.

Die vorhanden Daten lassen den Schluss zu, dass eine schwache Beziehung zwischen einer strukturell unvollständigen Familie und delinquentem Verhalten bestehen.

Funktional unvollständige Familie beinhaltet mütterliche und väterliche Deprivation, negative familiäre Interaktion, Zurückweisung etc. Die Wahrscheinlichkeit kriminell zu werden erhöht sich bei Jungen aus disharmonischen Familien. Auf die Mädchen wurde in den Ergebnissen in keiner Weise eingegangen.

Es besteht eine stärkere Beziehung zwischen funktional unvollständiger Familie und Delinquenz als zwischen strukturell unvollständiger Familie und Delinquenz.

In keiner Untersuchung wurde eine signifikante Beziehung zwischen Berufstätigkeit der Mutter und kriminellem Verhalten des Kindes festgestellt. Dies lässt sich dadurch erklären, dass die Mutter zwar durch den Beruf strukturell bedingt abwesend ist, deren Funktion aber solange von anderen eingenommen werden kann, ohne dass die Versorgung des Kindes darunter leiden muss.

Der Erziehungsstil

In keiner der Arbeiten wurde auf die Persönlichkeit des Jugendlichen eingegangen, welche aber möglicherweise sehr entscheidend für die Resultate eines jeweiligen Erziehungsstils ist.

Konsistentes Erziehungsverhalten scheinen die Anfälligkeit für delinquentes Verhalten zu mindern. Im Durchschnitt wachsen nichtkriminelle Jungen häufiger in einer freundlich-bestimmten Atmosphäre auf.

Durch neuere Studien ergibt sich bezüglich des Erziehungsstils mittlerweile ein genaueres Bild. Viele Studienergebnisse stimmen darin überein, dass feindliche und zurückweisende Erziehung und fehlende Betreuung direkte Auswirkungen auf antisoziales Verhalten und Delinquenz haben. Indirekten Einfluss nimmt dagegen die Familienstruktur, wie strukturell unvollständige Familie, Trennung von den Eltern, was sich wiederum auf die Erziehung auswirkt.

Die Erziehungskomponenten stellten sich unter den Risikofaktoren als am aussagekräftigsten für spätere Delinquenz heraus, mehr noch als das kindliche Verhalten, der sozioökonomische Status und familiäre Instabilität (Yoshikawa 1994, 32).

Zahl der Geschwister – Stellung in der Geschwisterreihe

Delinquente Jungen stammen etwas häufiger als nichtdelinquente aus größeren Familien mit mehr als 3 Kindern. Entgegen früher vertretener Ansichten sind mittlere Kinder laut der Sekundäranalyse stärker gefährdet.

Häufiger Wechsel der Beziehungspersonen - Heimaufenthalt

Häufiger Wechsel der Beziehungspersonen stört den Entwicklungsprozess des Kindes. Die Bildung emotionaler Beziehungen wird dadurch erschwert, eine „Verwurzelung“ ist kaum möglich.

Bei Delinquenten wurde häufiger ein Wechsel der Bezugspersonen festgestellt als bei Nichtkriminellen.

2.3 Umweltbezogene Faktoren

2.3.1 Die Theorie der differentiellen Assoziation

Die Theorie der differentiellen Assoziation geht auf Sutherland zurück. „Danach kann kriminelles Verhalten wie jedes andere soziale Verhalten gelernt werden. Kriminalität ist demnach die Folge der Aneignung krimineller Verhaltensmuster in Interaktionsprozessen mit anderen Personen. Lernen in diesem Sinne ist also nicht allein als Ergebnis einer Erziehung bzw. eines Lehrens zu verstehen, sondern nicht weniger als Folge der Erfahrung, daß auch solche Richtlinien, Normen und Verhaltensweisen existieren, die nicht dem Brauch, der Sitte oder den Gesetzen entsprechen“ (Göppinger 1971, 39). Die Theorie Sutherlands umfasst neun Thesen, die Lamnek wie folgt zusammenfasst:

- „*Kriminelles Verhalten* wird wie konformes *erlernt*, es ist eben nicht-biologisch bedingt.

- Kriminelles Verhalten wird in *Interaktion* mit anderen Personen in einem *Kommunikationsprozeß* erlernt.
- Das Erlernen krimineller Verhaltensmuster schließt das Lernen der Techniken zur Verbrechensdurchführung ebenso ein wie die dem kriminellen Verhalten zugrundeliegenden Motive und Einstellungen.
- Ob konforme oder abweichende Verhaltensweisen erlernt werden, hängt von den *differentiellen Kontakten* (mit konformen oder abweichenden Verhaltensmustern), deren *Häufigkeit, Dauer, Priorität* und *Intensität* ab.
- Deshalb wird dann Delinquenz auftreten, wenn jene erlernten, die *Delinquenz begünstigenden Einstellungen* gegenüber den ebenfalls erlernten konformen Einstellungen überwiegen“ (Lamnek 1997, 22).

Demnach werden Personen kriminell, weil sie Kontakt zu kriminellen Gruppen haben und in relativer Isolierung zu gesetzeskonformen Gruppen leben. Dies kann bedingt sein durch den Wohnort, die Beschäftigungsart oder sonstige personenspezifische Eigenschaften und Bedingungen.

Sutherland führt zur Verdeutlichung folgendes Beispiel an: „In einem Gebiet mit hoher Delinquenzrate wird ein ungezwungener, geselliger, aktiver und kräftiger Junge sehr wahrscheinlich mit den anderen Jungen in der Nachbarschaft in Kontakt kommen, delinquentes Verhalten von ihnen lernen und ein Gangster werden ... In einer anderen Situation wird der gesellige, kräftige und aggressive Junge Mitglied einer Pfadfindergruppe und wird nicht in kriminelles Verhalten verwickelt werden.“ (Sutherland 1974, 398⁹ nach Schwind 2002, 112).

Aus dem Ansatz der differentiellen Assoziation lassen sich somit soziale Interventionen als sinnvoll ableiten.

Es sei noch erwähnt, dass diese Theorie nicht als umfassende Erklärung der Kriminalität verstanden werden sollte, sondern vor allem Wahrscheinlichkeiten des kriminell Werdens aufzeigen will. So ist auch dieser Erklärungsansatz nicht frei von Kritik, vgl. Göppinger (1971, 40 f) und Schwind (2002, 113).

⁹ Sutherland, E.: Die Theorie der differentiellen Kontakte, in: Sack, F./König, R. (Hrsg.): Kriminalsoziologie, Frankfurt/M. 1974.

2.3.2 Die Gleichaltrigengruppe

Mit zunehmendem Alter spielt für die Entwicklung von Kindern die Gleichaltrigengruppe (peer-group) eine immer größere Rolle und stellt eine wichtige Sozialisationsinstanz dar. „Im menschlichen Zusammenleben gibt es verschiedene Formen eines generationenübergreifenden Lebens mit jeweils anderen Bedeutungen und Aufgaben (Eltern-Kinder, Großeltern-Kinder, Lehrer-Kinder, etc.), die meiste Zeit sozialen Lebens wird aber auf Dauer mit Gleichaltrigen bzw. der gleichen Generation verbracht“ (Bundesministerium 1999, 216).

Bei schwierigen Familienverhältnissen können peer-groups zu einem emotionalen Geborgenheit und in gewisser Weise ein Familienersatz werden. Dabei suchen die Kinder und Jugendlichen Anerkennung und Geborgenheit. Ein entwickeltes „Wir-Gefühl“ gibt Identität und Selbstwertgefühl. Auch Einstellungen und Wertvorstellungen werden durch die Gleichaltrigengruppe stark geprägt. Und damit kommen wir zu der Frage, in wie weit die peer-group zur Kriminalitätsentstehung beiträgt.

Ein Großteil der Kinder- und Jugendkriminalität trägt Züge von Freizeit- und Erlebniskriminalität bei denen kriminelle Ansteckung eine wichtige Rolle spielt. Der Einfluss der Gleichaltrigengruppe ist recht hoch einzustufen, was durch Gruppendruckphänomene noch verstärkt wird. So kann sozial abweichendes Verhalten durch die peer-group leicht ausgelöst oder verstärkt werden (Schwind 2002, 250).

2.3.3 Empirische Ergebnisse

In der Studie von Villmow und Kaiser (1973) wurden folgende umweltbezogene Faktoren untersucht, die eine Rolle bei der Kriminalitätsentstehung spielen.

Wohnbereich: Wohngegend und Wohnzustand

Der Wohnbereich scheint zwar ein wichtiger Faktor für die Kriminalität zu sein, die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen sind aber zu widersprüchlich, als dass generelle Aussagen gemacht werden könnten.

Soziale Schicht

Die Beziehung zwischen sozialer Schicht und Kriminalität ist relativ gering. Dieses Ergebnis spiegelt nicht den allgemeinen Forschungsstand wieder. Es existieren dazu vielmehr divergierende Ergebnisse, vor allem hinsichtlich der unterschiedlichen Deliktsarten.

Leistungsbereich: Schule und Beruf

Nach allgemeiner Ansicht ist der Schulmisserfolg ein Symptom für kriminelle Gefährdung. Delinquenten zeigen im Vergleich zu offiziell Nichtdelinquenten häufiger eine negative Arbeitseinstellung.

Gleichzeitig darf aber nicht übersehen werden, dass einzelne Merkmale wie z. B. häufiger Arbeitsstellenwechsel oder Abbruch der Lehre auch durch die begangenen Straftaten bzw. die ihnen folgende Stigmatisierung bedingt sein können und nicht ihren Ursprung in der Persönlichkeit des Delinquenten haben müssen. Gleiches gilt für das Schulversagen.

Freizeitbereich

Die delinquenten Jugendlichen verbringen ihre Freizeit überwiegend außerhalb der Familie, meistens mit gleichaltrigen zusammen. Dabei gehen sie öfter sogenannten negativen Freizeitbeschäftigungen nach, wie Moped- und Autofahren, häufigen Kinobesuchen, Discotheken und Kneipenbesuch, usw. Lose personelle Kontakte kommen bei den Rechtsbrechern häufiger vor, ebenso früher einsetzende sexuelle Aktivitäten.

Die Ergebnisse der Sekundäranalyse wurden im Trend von späteren Untersuchungen bestätigt.

„Je häufiger Jugendliche straffällig werden

- desto seltener sind sie Mitglieder in einem Verein oder gehen einem Hobby nach (**Abneigung gegen organisierte Freizeitbeschäftigung**, also gegen eine solche, die mit sozialer Kontrolle verbunden ist);
- desto häufiger halten sie sich in der Disco auf oder verbringen ihre Freizeit mit bloßem (planlosem) ‚Herumhängen‘ auf der Straße (**Neigung zu negativer Freizeitbeschäftigung**)“ (Schwind 2002, 253).

Die Darstellung von Gewalt in den Massenmedien kann zu bestimmten delinquenten Verhalten beitragen, darf aber nicht als einer der Hauptfaktoren angesehen werden. Neuere Studien bezüglich der Frage, ob Gewalt im Fernsehen eher aggressionssteigernd oder eher aggressionshemmend wirkt, zeigen folgendes Bild:

- „Es gibt grundsätzlich nur solche Untersuchungen, die für die erste Vermutung sprechen; es gibt aber auch Untersuchungen, die die zweite Vermutung belegen.

- Eine Zunahme der Gewaltakte infolge gewalttätiger Fernsehfilme bzw. Videofilme tritt offenbar insbesondere bei Kindern und Jugendlichen auf, die aus der Unterschicht stammen,
- und zwar insbesondere bei solchen, die aus **gewaltbetontem Milieu** ... bzw. aus einem soziokulturellen Milieu mit geringer Aggressionshemmung kommen (**vorhandene kriminogene Disposition**). Bei diesen scheint die Fernsehgewalt verstärkend und bestätigend in bezug auf ihre Umwelterfahrung zu wirken“ (Schwind 2002, 273).

Vergegenwärtigt man sich, dass bei solchen Kindern und Jugendlichen meist stabilisierende Rahmenfaktoren wie positiver Familienkontakt mit reflektierenden und kritisch bewertenden Gesprächen über das Gesehene fehlen und die Medien zum Ersatzerzieher und Hauptfreizeitbeschäftigung werden, scheint dieses Ergebnis durchaus einleuchtend.

3 Elemente erfolgreicher Präventionsprogramme

Im Artikel „Prevention as Cumulative Protection: Effects of Early Family Support and Education on Chronic Delinquency and Its Risks“ stellt Yoshikawa (1994, 37 ff) die von ihm herausgearbeiteten gemeinsamen Elemente erfolgreicher Präventionsprogramme vor. Er bezieht sich dabei insbesondere auf vier Maßnahmen, das „Perry Preschool Projekt“, das „Houston Parent Child Development Center Program“, das „Syracuse Family Development Research Project“ und das „Yale Child Welfare Projekt“. Einige dieser Ergebnisse werden hier wiedergegeben, da sie wichtige Erkenntnisse für die Planung von Präventionsprogrammen enthalten.

3.1 Auswirkungen auf mehrere Risikofaktoren

Alle vier untersuchten Programme, die Langzeiteffekte in der Reduzierung von antisozialem und kriminellem Verhalten aufwiesen, hatten auch Auswirkungen auf multiple Risikofaktoren, wie z. B. dem sozioökonomischen Status, der kognitiven Entwicklung und antisozialem Verhalten. Es stellt sich daher die Frage, ob die Veränderung der Risikofaktoren einer Verbesserung von antisozialem Verhalten vorausgeht. In der Tat führten Präventionsmaßnahmen, die in der Nachuntersuchung positive Effekte auf kognitive und verbale Fertigkeiten aufwiesen, zu Langzeiteffekten mit einer Minderung von Delinquenz und antisozialem Verhalten. (Yoshikawa 1994, 37)

3.2 Ökologischer Ansatz

Die vier Programme verfolgten alle einen ökologischen Ansatz. Unterstützung wurde im Rahmen von Gleichaltrigengruppen und Familien angeboten. Dabei wurden durch Steigerung der kognitiven Fähigkeiten und der Sozialkompetenz Langzeiterfolge bezüglich der Kinder erreicht. Bei den Familien ließen sich Verbesserungen im Erziehungsverhalten und bezüglich der sozioökonomischen Verhältnisse feststellen. Eine entscheidende Rolle spielten dabei emotional unterstützende Hausbesuche mit Beratung und Information im Hinblick auf die Entwicklung, Versorgung und Erziehung von Kindern. Daneben wurden auch auf die Bildungs- und Berufspläne der Eltern eingegangen. Die Besuche fanden - je nach Programm - wöchentlich bis monatlich statt. Pädagogische Tagesbetreuung, Vorschule oder beides wurden ebenso in allen vier Maßnahmen angeboten. Die Programme repräsentieren eine Neuerung hinsichtlich früh einsetzender Präventionsbemühungen, indem sie durch das gleichzeitige Angebot von Unterstützung in

Familie und Vorschule Auswirkungen auf Risikofaktoren in unterschiedlichen Kontexten zu haben scheinen.

Die Kombination von Familienunterstützung und den frühen Entwicklungs- und Bildungshilfen mögen ausschlaggebend sein für Effekte an multiplen Risiken zu chronischer Delinquenz (Yoshikawa 1994, 37-42).

3.3 Länge von mindestens 2 Jahren

Die Länge der Maßnahmen schwankte bei den vier Programmen zwischen 2 und 5 Jahren. Dabei war tendenziell ein enger Betreuungskontakt festzustellen, durch die Unterstützung in den Familien und den Angeboten der verschiedenen Zentren und Vorschulen. Eine fünfjährige Programmdauer scheint nicht die Bedingung für eine dauerhafte Reduktion von Verhaltensproblemen zu sein. Andererseits wurde die Zeit von zwei Jahren in diesen Programmen nicht unterschritten. Dies legt nahe, dass kürzere Programmzeiten eventuell zu kurz sind, um Langzeiteffekte bezüglich der Sozialkompetenzentwicklung zu haben (Yoshikawa 1994, 42).

3.4 Durchführung innerhalb der ersten fünf Lebensjahre

Alle vier Programme führten ihre Maßnahmen während der ersten fünf Lebensjahre durch. Zwei der Programme wie auch viele andere erfolgreiche Familienunterstützungsprogramme, die Auswirkungen auf die Risikofaktoren bezüglich delinquenten Verhaltens gezeigt haben, setzten bereits vor der Geburt oder im frühen Säuglingsalter ein. Eltern dürften während der besonders stressreichen Zeit um die Geburt herum besonders offen für Hilfe von außen sein, zumindest mehr als in späteren Entwicklungsphasen des Kindes. Alleinerziehende, jugendliche Eltern und Eltern mit wenig sozialer Unterstützung profitieren ganz besonders von der vorgeburtlichen Unterstützung. Die dadurch sichergestellte vorgeburtliche Pflege ist ganz entscheidend für die Reduktion von pränatalen Risikofaktoren bezüglich chronischer Delinquenz.

Andere Untersuchungen nehmen an, dass das Potential von Umwelteinflüssen auf die mentale Entwicklung in der Kindheit stärker ist als im Säuglingsalter. Diese Annahme wird durch den Umstand gestützt, dass kognitive Fähigkeiten, die einen schützenden Faktor gegen Delinquenz darstellen, als Ergebnis von Vorschulprogrammen angesehen werden.

Die große Bedeutung, die den ersten Lebensjahren zugeschrieben wird, geht u. a. auf das Konzept der sensiblen Periode zurück (vgl. Kap. 2.1.1). So wird unabhängig von der Zeiteinteilung innerhalb der ersten fünf Lebensjahre mit einem gewissen Konsens die ganze Zeitspanne als sensible Periode der Entwicklung von Eltern-Kind-Beziehungen bezeichnet.

Die großen Möglichkeiten von Interventionsmaßnahmen innerhalb der ersten Lebensjahre machen allerdings spätere Präventionsbemühungen keineswegs überflüssig (Yoshikawa 1994, 42 f).

4 Präventionsprojekt „August Hermann Francke“ (PAHF)

4.1 Geschichtlicher Abriss der Pfadfinderbewegung

4.1.1 Baden-Powell und die internationale Entwicklung

Seinen Ursprung hat die Pfadfinderbewegung in ihrem Gründer Lord Robert Stephenson Smyth Baden-Powell, Lord of Gilwell, der am 22.02.1857 in London geboren wurde. Baden-Powell hatte die Offizierslaufbahn eingeschlagen und machte sich als Kundschafter und Ausbilder von Kundschaftern einen Namen. 1899 verfasste er das Buch „Aids to Scouting“ (Hilfen für Kundschafter), das zum Selbststudium von Soldaten gedacht war. 1900 gelang es Baden-Powell durch unkonventionelle Methoden die südafrikanische Stadt Mafeking gegen eine große Übermacht zu halten. Als er 1903 nach England zurückkehrte, stellte er überrascht fest, dass die englische Jugend „Aids to Scouting“, das Buch des „Helden von Mafeking“ als Spielanleitung im Wald und in der Natur nutzten. Um diese Bewegung besser erfassen zu können, veranstaltete Baden-Powell 1907 ein Lager auf Brownsea Island. Das Lager war so erfolgreich, dass er sich dazu entschloss sein Buch für Jugendliche umzuschreiben. 1908 erschien das Buch „Scouting for boys“, das sich zum Bestseller entwickelte. 1909 organisierte Baden-Powell ein Treffen aller Boy Scouts um die spontan entstandenen Gruppen zusammenzuführen. Es kamen ca. 10.000 Boy Scouts und auch einige Mädchen, deren Zahl in den nächsten Jahren immer mehr anstieg. So wurde auch für sie eine Organisation gegründet und 1912 erschien das Buch „The Handbook für Girl Guides“.

Die Pfadfinderbewegung blieb nicht auf England beschränkt. Weltweit wurden Pfadfinderbünde gegründet. 1920 fand das 1. Weltpfadfindertreffen (Jamboree) in London statt. Derzeit gibt es weltweit schätzungsweise ca. 26 Millionen Pfadfinder. (Meissner 2001, 50-55).

4.1.2 Die Entwicklung in Deutschland

1909 erschien in Deutschland „Das Pfadfinderbuch“ von Stabsarzt Dr. Alexander Lion, in dem er das Werk Baden-Powells auf die kaiserlich-deutschen Verhältnisse übertrug. Dies führte dazu, dass der angepasste Scoutismus als Mittel vormilitärischer Jugenderziehung genutzt wurde. (Meissner 2001, 55 f). „Die um die Jahrhundertwende aufgekommene bündische Jugendbewegung hatte zunächst keine Berührungspunkte mit den Pfadfindern – die beiden verschiedenen Konzeptionen wurden vor dem ersten Weltkrieg nicht in Verbindung gebracht. ... Nach dem Krieg gab es mehr Berührungspunkte zwischen Bündischen und Pfadfindern, es entstanden zwischen den ‚Urbündischen‘ und den

‚Scoutistischen‘ verschiedene Mischformen, die Elemente aus beiden Konzeptionen in sich vereinigten: Pfadfinderbünde, Jungenschaften, Jungscharen, Horten, Jugendbünde, Wandervogel, Zugvogel usw. Heute gibt es zahlreiche Gemeinsamkeiten“ (Meissner 2001, 56).

Zur weiteren Auseinandersetzung mit der Bündischen Jugend siehe Raabe (1961).

Einen starken Einschnitt in die Entwicklung brachte der Nationalsozialismus. Durch das Reichsgesetz von 1933 wurde die gesamte Jugendarbeit in die Hitlerjugend zwangseingegliedert. Um dem vorzubeugen lösten sich einige Bünde und Gruppen selbst auf. „Es bleibt wichtig festzuhalten, daß entgegen vieler Mythen und Legenden die Pfadfinder zwar von den Nazis verboten wurden und auch z.T. probiert haben, sich gegen dieses Verbot zu wehren aber nicht am aktiven Widerstand beteiligt waren“ (VCP Land Hamburg 1998, 37).

„Mit Billigung der westlichen Alliierten 1948 gegründet, bildete der BDP [Bund Deutscher Pfadfinder] neben den evangelischen [Christliche Pfadfinder (CP)] und katholischen Pfadfindern [Deutsche Pfadfinder St. Georg (DPSG)] die interkonfessionale Säule deutschen Pfadfindertums“ (Hübner et al. 1991, 8). „Im Jahr 1950 wurde der Ring Deutscher Pfadfinderverbände erstmals in den Weltpfadfinderbund aufgenommen“ (Meissner 2001, 58).

4.1.3 Geschichte der Baptistischen Pfadfinderschaft (BPS)

Die Baptistische Pfadfinderschaft wurde 1932 durch den Prediger Karl August Hahne in Gelsenkirchen gegründet, zwei Jahre später aufgrund des Nationalsozialismus aber schon wieder aufgelöst.

Nach dem zweiten Weltkrieg setzte Herbert Latza die unterbrochene Pfadfinderarbeit fort und schloss sich der CP an. (Meissner 2001, 56-58). „Die Pfadfinderarbeit wurde als besondere Form offener Gemeindejugendarbeit bald auch in anderen Gemeinden heimisch. Die baptistische Pfadfinder bildeten innerhalb der CP die Ringgemeinschaft Freikirchlicher Pfadfinder (RFP). Als das Gemeindejugendwerk parallel dazu die ‚Jungmannenarbeit‘ als Fortsetzung der Jungchararbeit für die älteren gründete (die sich stark an die Pfadfinderkonzeption anlehnte), half Hela [Herbert Latza] mit Schulungen und gemeinsamen Lagern beim Aufbau. ... 1961 kam es leider zu einem unseligen Konkurrenzdenken von Seiten der Jungmannen, was letztlich sowohl ihnen als auch den Baptistischen Pfadfindern schadete. Beide verschwanden Anfang der 70er Jahre von der

Bildfläche. ... Im Jahr 1985 entstand in Reutlingen eine sogenannte ‚Fahrtengruppe‘ aus ehemaligen Jungcharlern, die dem Jungchar-Alter entwachsen waren. Sie unternahmen Wanderfahrten nach Lappland und andere Aktivitäten. Im Frühjahr 1986 trafen sie auf einem Fahrten-Nachtreffen in Mahlestaten auf der Schwäbischen Alb mit ebenfalls altgewordenen Jungcharlern aus Stuttgart zusammen, die ihrerseits eine ‚Fahrtengruppe‘ gegründet hatten. Man beschloss gemeinsam, aus dem Provisorium eine verbindliche Arbeit zu formen. Nach gründlicher Beratung der Gruppenleiter Niels Rusch (Reutlingen) und Kai S. Dorra (Stuttgart) wurde im März die Baptistische Pfadfinderschaft (BPS) gegründet“ (Meissner 2001, 58 f). Internationale Kontakte zu den baptistischen Pfadfindern in Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland wurden wiederbelebt und Beziehungen zu den Altpfadfindern der BPS aufgebaut. Mittlerweile ist die BPS an über 25 Orten mit derzeit ca. 800 Mitgliedern in Deutschland vertreten.

4.2 Konzept der Pfadfinderarbeit

Das Pfadfindertum existiert in den unterschiedlichsten Formen je nach den gesellschaftlichen Bedürfnissen, ist dabei jedoch durch die allgemein gültigen Grundlagen der Pfadfinderbewegung weltweit verbunden. Diese sind in der Satzung der Weltorganisation der Pfadfinderbewegung (WOSM) festgelegt und charakterisieren alle der mehr als einhundert Mitgliedsorganisationen. Auch „[die] BPS arbeitet in Übereinstimmung mit den pädagogischen Erkenntnissen und international gültigen Prinzipien der Pfadfinderbewegung, die durch Lord Baden-Powell gegründet wurde und in fast allen Ländern der Erde besteht“ (Baptistische Pfadfinderschaft 1997, 5).

4.2.1 Definition

„Die Pfadfinderbewegung ist definiert als: ‚Eine freiwillige, nicht-politische Erziehungsbewegung für junge Leute die offen ist für alle, ohne Unterschiede von Herkunft, Rasse oder Glaubensbekenntnis, übereinstimmend mit dem Zweck, den Prinzipien und der Methode, die vom Gründer der Bewegung entwickelt wurden und unten dargestellt sind‘“ (ScoutNet 1997).

Es ist sicher nicht möglich alle Aspekte der Pfadfinderbewegung in diesem einen Satz zu erfassen. Nur einige sich daraus ergebende Konsequenzen seien noch genannt: „Dies bedeutet, dass jede Person, die sich aus freiem Willen zu den Grundsätzen der Pfadfinder bekennt, Pfadfinder bei der BPS werden kann – unabhängig davon, welcher Nationalität, Rasse, Konfession oder Gesellschaftsschicht sie angehört.

Das Prinzip der Freiwilligkeit steht bei allen Unternehmungen an oberster Stelle. Die Bereitschaft zur Mitarbeit und die Einordnung in die Gruppe sollen sich immer aus der Überzeugungskraft und dem guten Beispiel der Sippen- und Stammesführer ergeben, sie sollen nicht erzwungen werden“ (Baptistische Pfadfinderschaft 1997, 5).

4.2.2 Zweck der Pfadfinderbewegung

„Zweck der Pfadfinderbewegung ist es: ‚zur Entwicklung junger Menschen beizutragen, damit sie ihre vollen körperlichen, intellektuellen, sozialen und geistigen Fähigkeiten als Persönlichkeiten, als verantwortungsbewußte Bürger und als Mitglieder ihrer örtlichen, nationalen und internationalen Gemeinschaft einsetzen können‘“ (ScoutNet 1997).

In dieser Zweckbestimmung wird der Erziehungsauftrag der Pfadfinderbewegung deutlich. Entscheidend ist dabei die ganzheitliche Sichtweise. Körperliche, intellektuelle, soziale und geistige Fähigkeiten können nicht isoliert voneinander entwickelt werden. Die Persönlichkeitsentwicklung umfasst alle Lebensbereiche. „Das Pfadfindertum ist natürlich nur ein Faktor in der Entwicklung junger Menschen. Es möchte weder Familie, Schule, religiöse oder soziale Einrichtungen ersetzen, sondern die Erziehungsbemühungen dieser Einrichtungen ergänzen“ (ScoutNet 1997).

4.2.3 Prinzipien des Pfadfindertums

Es sind drei Grundprinzipien, auf der das Pfadfindertum basiert und seine fundamentalen Regeln und Einstellungen beschreibt. Es ist die Pflicht gegenüber Gott, gegenüber Dritten und gegenüber sich selbst.

(1) Die Pflicht gegenüber Gott

Dieses Prinzip beschreibt die persönliche Beziehung zu den geistigen Werten des Lebens und „wird definiert als ‚Festhalten an geistlichen Grundsätzen, Treue zur Religion, die diese ausdrückt, und Anerkennen von Verpflichtungen, die daraus erwachsen.‘ ... Über den Ursprung der Religion im Pfadfindertum befragt, antwortete B.-P. [Baden-Powell]: ‚Sie kommt nicht hinein. Sie ist bereits da. Die Religion ist ein grundlegender Faktor des Pfadfindertums.‘¹⁰

Eine sorgfältige Analyse der Schriften des Gründers zeigt, daß das Konzept einer übermenschlichen Macht grundlegend für das Pfadfindertum ist. Das ganze erzieherische

¹⁰ vgl. Baden-Powell: Religion and the Boy Scout and Girl Guide Movement, 1926.

Bemühen der Bewegung zielt darauf, jungen Menschen zu helfen, über die materialistische Welt hinaus die spirituellen Werte des Lebens zu finden“ (ScoutNet 1997).

(2) Die Pflicht gegenüber Dritten

Dabei geht es um die persönliche Beziehung zur Gesellschaft im weitesten Sinne. „Die Pflicht gegenüber Dritten wird definiert als:

- ‚Treue gegenüber dem eigenen Land in Übereinstimmung mit dem Wirken für örtlichen, nationalen und internationalen Frieden, für Verständigung und Zusammenarbeit.
- Mitarbeit an der Weiterentwicklung einer Gesellschaft mit Achtung und Ehrfurcht vor der Würde des Mitmenschen und der Unversehrtheit der Natur‘“ (ScoutNet 1997).

Die Treue dem eigenen Land gegenüber soll einhergehen mit weltweiter Freundschaft und Verständigung. Die Verantwortung der Gesellschaft gegenüber drückt sich in aktiver Mitarbeit aus, bei der die Menschenrechte gewahrt und geschützt werden. Wichtig ist daneben auch der aktive Umweltschutz, die Erhaltung eines intakten Ökosystems.

(3) Die Pflicht gegenüber sich selbst

„Dieses Prinzip wird definiert als: ‚*Verantwortlichkeit für die eigene Weiterentwicklung*‘“ (ScoutNet 1997). Der Mensch trägt die Verantwortung für seine Entwicklung selbst. Das Ziel der pfadfinderischen Erziehung ist es, junge Menschen in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu unterstützen.

4.2.4 Die pfadfinderische Methode

„Die pfadfinderische Methode ist definiert als: ‚ein System fortschreitender Selbsterziehung durch:‘

- Gesetz und Versprechen
- Learning by doing
- Bildung kleiner Gruppen (z. B. Sippen), welche, unter Führung Erwachsener, fortschreitendes Entdecken und Übernehmen von Verantwortung sowie die Erziehung zu Selbständigkeit durch die Entwicklung des Charakters, Anerkennung von Verantwortlichkeit, Selbstvertrauen, Zuverlässigkeit und Bereitschaft zur Zusammenarbeit und Führung einbeziehen.
- Fortschreitende und attraktive Programme verschiedenartiger Aktivitäten, die auf den Interessen der Teilnehmer beruhen, wie Spiele, sinnvolle Fertigkeiten, Dienst im

Gemeinwesen, die weitgehend in engem Kontakt mit Natur und Umwelt stattfinden“ (ScoutNet 1997).

Die pfadfinderische Methode als System fortschreitender Selbsterziehung besteht aus einer Gruppe voneinander abhängiger Elemente, die ein gemeinsames, integriertes Ganzes bilden. Die einzelnen Elemente können auch jeweils für sich als Methode angesehen werden, von der pfadfinderischen Methode lässt sich allerdings nur sprechen, wenn alle Elemente kombiniert angewendet werden.

Gesetz und Versprechen

Das Gesetz und das Versprechen sind Hilfsmittel, um die Grundlagen der Pfadfinderbewegung zu formulieren. Dabei kommt es weniger auf den Wortlaut an, der entsprechend der Sprachentwicklung immer wieder modifiziert werden muss, sondern auf den Inhalt und die Rolle als erzieherische Methode. „Durch Gesetz und Versprechen gibt ein junger Mensch freiwillig eine Verpflichtung ab, sich selbst an einen Verhaltenskodex zu halten. Er erklärt gegenüber einer Gruppe von Gleichgesinnten, für die Einhaltung dieser Selbstverpflichtung verantwortlich zu sein.

Die ständige Auseinandersetzung mit diesem Verhaltenskodex und der Versuch, das eigene Leben bestmöglich nach diesen Idealen auszurichten, sind ein höchst wirksames Instrument für die Entwicklung junger Menschen“ (ScoutNet 1997). Zur Betrachtung einer möglichen Formulierung von Gesetz und Versprechen vgl. BPS (1997, 6-8).

Learning by doing

Gelernt wird in erster Linie durch praktische Erfahrung und nicht nur durch theoretische Unterweisung. „**Learning by doing** ist heute ein Eckpfeiler jeder modernen Erziehung geworden. Dieses Konzept erscheint überall in den Schriften des Gründers. Er betont: *„Ein Junge ist immer eher bereit etwas zu tun, als darüber zu reflektieren.“*¹¹

Die Idee des Pfadfindertums, durch Beobachten, Experimentieren und eigenes Erleben zu lernen, wurde durch Dr. Maria Montessori, eine der größten Autoritäten auf dem Feld der Erziehung, gepriesen. Befragt, wie ihr System auf Kinder über 6 Jahren angewandt werden könnte, erwiderte Dr. Montessori: *„Ihr habt doch in England die Boy-Scouts. Ihre*

¹¹ vgl. Baden-Powell: Aids to Scoutmastership, London 1919.

*Erziehungsmethode ist die natürliche Fortsetzung dessen, was ich mit Kindern mache.*¹²
(ScoutNet 1997).

Bildung kleiner Gruppen

Die Primärsozialisation (vgl. Kap. 1.1.2) erfolgt in der Kleingruppe Kernfamilie. Es ist in den Sozialwissenschaften schon lange bekannt, dass kleine Gruppen Vorteile zur Sozialisation bieten. „Die geringe Anzahl von Mitgliedern, die dauerhaften Beziehungen, die Identifikation aller Mitglieder der Gruppe mit den Zielen, die gründliche Kenntnis der übrigen Gruppenmitglieder, die gegenseitige Anerkennung innerhalb der Gruppe, das Gefühl von Freiheit und Spontaneität und die Tatsache, daß soziale Kontrolle innerhalb der Gruppe nur informell stattfindet - all dies bietet eine ideale Atmosphäre für die Entwicklung vom Jugendlichen zum Erwachsenen“ (ScoutNet 1997).

Innerhalb der kleinen Gruppe wird Verantwortung entdeckt und gelernt zu übernehmen. Selbständigkeit wird entwickelt und der Charakter gefördert, was dazu beiträgt, Verantwortungsbewusstsein, Zuverlässigkeit, Kooperationsbereitschaft und Führungskompetenzen zu erwerben.

Die Aufgabe des Erwachsenen besteht darin zu führen, die jungen Menschen in ihrer Entwicklung zu unterstützen. Dabei geht es nicht um Kontrolle, sondern um Anleitung und angemessene Korrektur. Denn nur durch Respekt und Achtung entsteht eine Atmosphäre, in der Jugendliche ihre Persönlichkeit voll entfalten können.

Fortschreitende und attraktive Programme

Zur Verwirklichung der oben ausgeführten drei Elemente pfadfinderischer Methode dient ein vielfältiges Programm interessanter Aktivitäten. Dabei darf das Programm nicht einfach nur eine Ansammlung verschiedener unabhängiger Aktivitäten sein, sondern muss als zusammenhängendes Ganzes konzipiert sein. Es handelt sich um fortschreitende Programme, da sie dem jeweiligen Entwicklungsstand angepasst sind und aufeinander aufbauen. Ein Hilfsmittel ist dabei das Proben- und Abzeichensystem (vgl. Meissner 2001).

Zur ausgewogenen Programmzusammenstellung werden die drei Hauptbereiche Spiele, das Erlernen nützlicher Fähigkeiten und der Dienst an der Gemeinschaft miteinander kombiniert. Dies soll im engen Kontakt mit der Natur und Umwelt stattfinden. „Baden-

¹² vgl. Baden-Powell: Aids to Scoutmastership, London 1919.

Powell maß der Natur nicht nur aufgrund der offensichtlichen Vorteile, die das Leben im Freien für die physische Entwicklung Jugendlicher hat, eine hohe Bedeutung bei.

Denn vom Gesichtspunkt der **intellektuellen Entwicklung** her werden die kreativen Fähigkeiten junger Menschen durch die vielen Herausforderungen, die die Natur bietet, angeregt. Sie werden befähigt, Lösungen zu finden, die auf Mitteln beruhen, die das überorganisierte Leben in den meisten Städten nicht bieten können.

Betrachtet man darüber hinaus die **soziale Entwicklung**, so erzeugen die gemeinsame Bewältigung von Risiken und Herausforderung sowie die gemeinschaftlichen Anstrengungen um die Befriedigung lebensnotwendiger Grundbedürfnisse einen starken Zusammenhang zwischen den Gruppenmitgliedern. Es befähigt sie, die Bedeutung und Wichtigkeit des Lebens in einer Gemeinschaft voll zu verstehen“ (ScoutNet 1997).

4.3 Der Projektkontext

4.3.1 Die Gefährdetenhilfe Breitscheid e.V.

Die Pfadfinderarbeit ist ein Arbeitszweig der Gefährdetenhilfe Breitscheid e.V. Diese wurde 1990 auf Initiative einiger Christen gegründet, um besonders jungen Menschen einen Ausweg aus Droge und Kriminalität zu ermöglichen. Es lassen sich vier große Aufgabenbereiche unterscheiden.

(1) Die Gefängnisarbeit

Mit ca. 25 Mitarbeitern werden in derzeit fünf Gefängnissen wöchentliche Gesprächsgruppen durchgeführt. Dabei erfahren die Inhaftierten von der Möglichkeit, nach ihrer Entlassung in eine Wohngemeinschaft nach Breitscheid zu ziehen und innerhalb eines geschützten Rahmen ein neues, von Drogen und Kriminalität freies Leben zu beginnen. Es werden auch regelmäßig Gefängnisgottesdienste gestaltet und an Sportveranstaltungen teilgenommen.

(2) Die Wohngemeinschaften

Zunächst werden die hilfeschenden Männer und Frauen in eine familiäre Wohngemeinschaft aufgenommen, die von einem Hauselternhepaar betreut wird. Nach Ablauf ca. eines Jahres besteht die Möglichkeit des Umzuges in eine weiterführende Wohngemeinschaft, in der jeder weitgehend selbständig lebt. Es ist eine Zwischenstufe zur völligen Selbständigkeit, um diesen Übergang zu erleichtern.

(3) Die Zweckbetriebe

In einer Schreinerei und einem Landwirtschaftsbetrieb wird Arbeitstraining durchgeführt. Dies dient neben der allgemeinen Berufsvorbereitung auch qualifizierenden Maßnahmen. So bestehen Ausbildungsmöglichkeiten zum Schreiner und Landwirt.

(4) Die Öffentlichkeitsarbeit

Neben der Arbeit mit Menschen aus Randgruppen ist es ein Anliegen, der Gesellschaft ihrer Verantwortung gegenüber Menschen aus Randgruppen vor Augen zu führen, Stigmatisierungen vorzubeugen und Vorurteile abzubauen. Als wichtiges Element fungieren dabei Begegnungsmöglichkeiten von ehemaligen Strafgefangenen, Drogenabhängigen und Obdachlosen mit „normalen“ Bürgern.

4.3.2 Der Projektbeginn

Als im Jahre 2000 der Bauernhof von der Gefährdetenhilfe gekauft wurde, ging es nicht nur darum, einen neuen Zweckbetrieb zu eröffnen. Der neue Name „Hofgut Begegnungen“ legte weitere Zielsetzungen nahe. Überlegungen den Hof für Besucher interessanter zu machen, führten zur Anschaffung von vier Lamas, die darüber hinaus für Lamatrekkingaktivitäten genutzt werden. In diesem Zusammenhang wurde das erste Mal über eine Pfadfinderarbeit nachgedacht, für die das Hofgut ideale Voraussetzungen bieten würde und welche eine gute Ergänzung für Lamatrekking mit Kindergruppen, z. B. von der Jugendpsychiatrie und Jungscharen, darstellen würde.

Die große Wichtigkeit präventiven Maßnahmen war zu diesem Zeitpunkt noch nicht in das Blickfeld der Gefährdetenhilfearbeit gerückt, sondern war mehr das besondere Anliegen einzelner Mitarbeiter. Nachdem sich einige weitere Personen mit den präventiven Möglichkeiten einer Pfadfinderarbeit auseinandergesetzt hatten, ihr Bereitschaft zur Mitarbeit signalisierten und auch Teile des Vorstandes ihre Unterstützung deutlich machten, wurden konkrete Schritte in Richtung Stammesgründung gegangen.

Da es eine kirchliche Kinder- und Jugendarbeit am Ort gab und gute persönliche Beziehungen bestanden, wurde eine möglichst enge Zusammenarbeit mit der Kirchengemeinde als Träger angestrebt. Für Mai 2003 war ein Schaulager mit einem Pfadfinderstamm aus Pforzheim angedacht und zwischenzeitlich deutete vieles auf ein gutes Einvernehmen hin. Leider ist Konkurrenzdenken nicht nur eine Sache der Vergangenheit (vgl. Kap. 4.1.3). Von Seiten der bestehenden Kinderarbeit aufkommende

Bedenken trugen zu einer negativer Bedarfsfeststellung für eine Ausweitung der Kinder- und Jugenddarbeit bei. Das direkt bevorstehende Schaulager wurde dennoch durchgeführt und bestätigte den beteiligten Mitarbeitern der Gefährdetenhilfe die großen Möglichkeiten einer solchen Arbeit.

In dieser Zeit entstanden Kontakte mit dem Verein „Menschen in Not e.V.“, einem seit 1988 engagierter Dienst für Familien von Strafgefangenen. Sie führen u. a. Indianercamps für die Kinder Strafgefangener durch und boten diesbezüglich eine Zusammenarbeit an. Es entwickelte sich im Vorstand der Gefährdetenhilfe mehr und mehr das Verständnis, dass Präventionsarbeit dem Vereinszweck der „Betreuung und Wiedereingliederung von straffälligen, strafentlassenen und gefährdeten Personen“ (Anhang 4, 1) nicht widerspricht sondern eine erfolversprechende Ausweitung darstellt. Am 14. Juni 2003 beschloss der Vorstand als Gefährdetenhilfe eine Pfadfinderarbeit zu beginnen, mit der Zielsetzung gefährdete Kinder aus Randgruppen zu erreichen.

4.4 Der Projektname August Hermann Francke

August Hermann Francke war Pädagoge und Theologe, lebte von 1663 – 1727 und hinterließ ein beeindruckendes Lebenswerk. „Als überzeugter Pietist gründete er 1694 mit wenigen Mitteln eine Armenschule in Halle. In wenigen Jahrzehnten erwuchs daraus eine Weisenkinder-, Schüler- und Studentenstadt mit modernsten Gebäuden (Zentralheizung!), Manufakturen und Landwirtschaft, die schließlich 3000 Kindern eine Heimat bot“ (Gudjons 2001, 85). Die daraus entstandenen Franckeschen Stiftungen stellen bis heute bedeutende diakonische Einrichtungen dar.

Tief beeindruckt von den Franckeschen Anstalten war auch Johann-Hinrich Wichern (1808 – 1881). Ähnlich wie Francke wurde er in seiner Pastorentätigkeit mit dem Elend vieler Kinder konfrontiert und wurde ebenfalls tätig. Er gründete das „Rauhe Haus“ in Hamburg und nahm schwer erziehbare und straffällig gewordene Kinder auf. „Sein Einsatz für die Jugend war so hoch, da es seiner Meinung nach nur zwei Möglichkeiten gab, frühzeitige Hilfe oder fortwährendes gesellschaftsschädigendes Handeln: ‚Entweder die Christen bauen Rettungsanstalten oder der Staat baut Gefängnisse‘ (Scheideweg 1999, 1.4-7).

Ein solch präventiver Ansatz liegt auch dem Präventionsprojekt August Hermann Francke zugrunde. „Der heutigen Diakonie (und mit ihr der evangelischen Straffälligenhilfe) vermittelt das Werk Franckes besonders durch seine Begründung in dem Auftrag Gottes,

sein Vertrauen auf die Versorgung durch Gott und damit verbundene Unabhängigkeit von staatlicher Finanzierung, die Vielseitigkeit und Aktualität des Gesamtkonzeptes und die Verbindung von missionarischem und diakonisch-pädagogischem Engagement Impulse“ (ebd., 1.5-8).

Der Projektname August Hermann Francke wurde gewählt, da Franckes Werk Grundlagen für die christliche Straffälligenhilfe schuf, in die sich die Gefährdetenhilfe einreicht, darüber hinaus aber auch für präventive Kinderarbeit steht, dem Anliegen der Pfadfinderarbeit.

4.5 Die Projektziele

Ziel des PAHF ist es, Kinder, deren Familien und ehemalige straffällige und drogenabhängige Menschen in ein soziales Netzwerk zu integrieren, aus dem heraus sie Unterstützung und Rückhalt erfahren. In besonderem Maße soll die Entwicklung der Kinder hin zu eigenständigen Persönlichkeiten mit Selbstwertgefühl gefördert werden (vgl. Kap 4.2.2).

PAHF ist dabei nicht auf einzelne Teilbereiche beschränkt, sondern verfolgt einen ganzheitlichen, ökologischen und multifaktorellen Ansatz. Es wurde immer wieder empirisch belegt, dass Programme, die nicht nur auf einzelne Risikofaktoren abzielen, sondern verschiedene Lebensbereiche erfassen, bleibendere Effekte erzielen (vgl. Kap. 3.2).

4.5.1 Kindliche Resilienz

Unter Resilienz wird die Widerstandsfähigkeit gegen widrige Umstände verstanden bzw. eine gesunde und störungsfreie Entwicklung trotz größerer Belastungen. Unter den Beiträgen der Entwicklungspsychopathologie wurden auch Ergebnisse der Resilienz-forschung vorgestellt. Die dabei ermittelten Risiko- und Schutzfaktoren liefern wichtige Informationen für Präventionsmaßnahmen (vgl. Kap. 2.1.2).

Als ein Schutzfaktor wurden beispielsweise „vielfältige Kontakte zu Erwachsenen außerhalb der Familie und positive Aktivitäten mit diesen“ aufgeführt. So brauchen Risikofamilien langfristig angelegte Kontakt zu kompetenten Erwachsenen, die die Familie unterstützen. Dadurch können die Familien neue Problemlösungsmöglichkeiten erlernen und werden in ihrer innerfamiliären Kommunikation unterstützt.

PAHF fördert bereits frühzeitig die Entwicklung des Kindes, indem Risikofaktoren reduziert und Schutzfaktoren gefördert werden. Aufgrund der auf dauerhaften Kontakt ausgelegten Strukturen des Programms kann familiären Defiziten kompensatorisch begegnet werden.

Die Kinder werden darin gefördert ihre Kompetenzen und eigene Interessen zu entwickeln und sich den Entwicklungsaufgaben zu stellen. Damit wird die „Passung“ zu den verschiedenen Lebensbereichen verbessert und Entwicklungsprobleme reduziert, die ansonsten späteres delinquentes Verhalten fördern würden (vgl. Kap. 2.1.1).

4.5.2 Familienzusammenhalt

Eine wichtige Stressbewältigungsressource ist die Familienkohäsion. Zentrales Element ist dabei die emotionale Bindung der Familienmitglieder untereinander. Diese wird durch PAHF gestärkt, indem verschiedene strukturierte Aktivitäten durchgeführt werden, die der ganzen Familie Spaß machen und das Zusammengehörigkeitsgefühl erhöhen. Dazu gehören z. B. die gemeinsamen Sippenstunden, Feste, Ausflüge mit entsprechenden Programmpunkten (vgl. Kap. 2.2.3).

4.5.3 Eltern-Eltern Verbindung

Risikofamilien leben häufig in einer sozialen Isolation bzw. mit einseitigen Sozialkontakten. Dies erhöht die Gefahr, dass Störungen im Sozialverhalten auftreten und Kinder vernachlässigt werden. Deshalb ist es wichtig, die beschränkten internen Bewältigungsressourcen durch externe zu verstärken. Dieses Ziel erreicht PAHF indem es ein Selbsthilfe-Netzwerk unter den Familien aufbaut (vgl. Kap. 2.2.3).

4.5.4 Empowerment von Eltern

Im Sinne von Hilfe zur Selbsthilfe werden die Eltern in ihrer Erziehungsaufgabe unterstützt. Fühlen sich die Eltern den Erziehungsaufgaben gewachsen und können auch schwierigen Situationen mit Selbstbewusstsein begegnen, so ist viel für die familiäre Entwicklung gewonnen. Erreicht wird dies zum einen durch den Aufbau sozialer Netzwerke. Indem die Eltern mit Respekt behandelt werden, fühlen sie sich angenommen und verstanden. Durch ein Miteinbeziehen in die Aktivitäten bis hin zur Mitarbeit entsteht ein Gefühl der Zugehörigkeit und des Gebrauchtwerdens.

4.6 Die Programmbausteine

Der Programmablauf variiert je nach inhaltlichem Schwerpunkt etwas. Ein gleichbleibender Rahmen bleibt jedoch erhalten, wodurch gewisse Routine und Vorhersehbarkeit entsteht, die den Beteiligten ein Gefühl der Sicherheit und Vertrautheit gibt. Es werden nun die einzelnen Programmelemente vorgestellt und aufgezeigt wie diese die oben genannten Ziele fördern.

4.6.1 Die Begrüßung

Zu Beginn der Treffen wird jeder persönlich begrüßt. „Der Pfadfindergruß besteht aus der rechten erhobenen Hand, die die Pfadfindertilie symbolisiert. (Außerdem stehen die drei erhobenen Finger zur Erinnerung an die drei Grundsätze des Versprechens und der Daumen über dem kleinen Finger drückt aus: ‚der Starke schützt den Schwachen!‘ Zusätzlich reicht man sich die Linke mit überkreuztem kleinen Finger – das steht unter Pfadfindern für besonders starken Zusammenhalt“ (Meissner 2001, 4). Für die Kinder unter 10 Jahren gilt ein leicht abgewandelter Gruß. Nichtpfadfinder wie Eltern und Neulinge werden mit dem weit verbreiteten normalen Händeschütteln begrüßt. Besteht bereits ein guter persönlicher Kontakt, so schließt sich oft noch eine lockere Umarmung an.

Durch diese persönliche Begrüßung wird jedem einzelnen ganz deutlich signalisiert, dass er willkommen ist. Durch den Körperkontakt beim Händeschütteln oder einer eventuellen Umarmung werden Berührungängste abgebaut und eine offene Atmosphäre geschaffen. Das Gefühl der Zugehörigkeit wird gestärkt.

In Situationen wo die persönliche Begrüßung eines jeden einzelnen unpassend ist, z. B. aufgrund der großen Zahl wenn mehrere Gruppen zusammenkommen, so erfolgt der Gruß in abgewandelter Form. Es stellen sich alle in einen Kreis und heben die rechte Hand zum Gruß. Ein Mitarbeiter begrüßt alle mit dem Ausspruch „Gut Pfad“ bzw. „Unser Bestes“ und dieser wird von allen anwesenden erwidert. Jeder fühlt sich so der großen Gruppe zugehörig.

4.6.2 Die Kluft

Die Kluft der Pfadfinder hat nichts mit einer Uniform im militärischen Sinne zu tun. Sie lässt sich lediglich mit der Schuluniform vergleichen. Denn die Einführung einer einheitlichen Tracht für alle beim ersten Lager auf Brownsea Island (vgl. Kap. 4.1.1) durch

Baden-Powell geschah, damit nicht nach arm und reich unterschieden werden konnte. Dies ist - wenngleich in veränderter Form - auch heute noch Thema, wo sich nicht wenige Kinder und Jugendliche über Markenkleidung und Statussymbole definieren. Neben anderen möglichen Abzeichen darf man sich nach einer Zeit regelmäßiger Teilnahme das Stammesabzeichen aufnähen. Das Stammeswappen erscheint in den Einladungen, auf Plakaten und in den Programmplättern. Indem man das Stammesabzeichen dann auch selbst tragen darf, wird die Kluft zu einem Element, welches das Zugehörigkeitsgefühl verstärkt.

4.6.3 Gemeinsames Singen

Nicht nur bei Lagerfeuerromantik, sondern in praktisch jeder Sippenstunde wird auch zusammen gesungen. Die Lieder setzen sich aus den unterschiedlichsten Bereichen wie Spirituals, Blödeleien, Fahrtenliedern, Lagerfeuerstimmung und ausländischen Liedern zusammen.

Reden kann immer nur einer, singen dagegen alle gleichzeitig. In diesem Sinne ist das Singen ein stark gemeinschaftsförderndes Element. Die Musik schafft darüber hinaus Zugang zum emotionalen Befinden und beeinflusst dies. Es wird eine positive Atmosphäre geschaffen. Einige Lieder mit guten Aussagen begleiten die Kinder in der ganzen Woche und werden immer wieder gewünscht.

4.6.4 Spiele

Das Spiel ist ein ganz wichtiges Element innerhalb der Pfadfinderarbeit. „Baden-Powell nennt die pfadfinderische Tätigkeit ein System ‚bestehend aus Spielen und Übungen‘. An anderer Stelle sagt er, die Pfadfinderbewegung sei ein ‚großes Spiel‘. Spielen kann man auch als Probehandeln bezeichnen. Ein Spiel ist nicht bloß Spielerei oder Zeitvertreib, sondern kann einen hohen erzieherischen und bildenden Wert haben“ (VCP Land Hamburg 1998, 65).

Bei Spielen wird sowohl die kognitive, als auch die emotionale sowie die Handlungsebene mit einbezogen. Es werden Selbsterfahrungen in einem geschützten Rahmen ermöglicht und die Auseinandersetzung mit Rollen innerhalb der Gruppe gefördert. „Im darstellenden Spiel werden Gefühle verarbeitet, beim Werken Geschicklichkeit trainiert und beim Ratespiel das logische Denkvermögen“ (ebd., 66). Darüber hinaus regen viele Spiele zur Kreativität an, man lernt eigene Ideen zu verwirklichen und umzusetzen.

Dadurch wird die wichtige Fähigkeit trainiert, die Freizeit eigenständig sinnvoll zu gestalten, wodurch einem gelangweilten „Abhängen und „Rumlungern“ vorgebeugt wird, was nicht selten ein Ausgangspunkt für delinquentes Verhalten ist.

4.6.5 Pfadfindertechniken

Unter Pfadfindertechniken wird all jenes Wissen und Können zusammengefasst, das zum Leben in der Natur notwendig ist, wie z. B. Knotenkunde, Zeltaufbau, Feuermachen, Umgang mit Karte und Kompass und Kochen auf Fahrt. Die Techniken werden in den Sippenstunden stückweise durchgenommen und kommen dann auf Lagern und Fahrten voll zum Einsatz. Jedes gelernte Element ist an seiner Stelle wichtig. Ist etwa kein Feuer angemacht, kann nicht gekocht werden, gibt es auch nichts zu essen. Einiges erfordert auch eine direkte Zusammenarbeit, wie das Aufstellen der Kothe (Pfadfinderzelt).

Durch das Erlernen dieser naheliegenden, nötigen Fertigkeiten werden auch andere, für das Leben auch außerhalb des Waldes elementar wichtige Techniken trainiert, wie Problemlösungsstrategien, Teamarbeit, Selbständigkeit, Verantwortungsbewusstsein und Übernahme von Verantwortung.

4.6.6 Proben

Die Proben sind ein Katalog von Aufgaben, in denen die Bereiche Natur- und Lagerkunde, Technik, Gesellschaft und Religion behandelt werden. Den unterschiedlichen Altersstufen entsprechend angepasst sind sie in kleinen Heftchen zusammengefasst und werden nach Erledigung vom Sippen- oder Stammesführer abgezeichnet. Hat man die Proben bearbeitet, bekommt man das entsprechende Probenabzeichen verliehen, das auf das Fahrtenhemd aufgenäht werden darf.

Der Umgang mit den Proben unterscheidet sich von Bund zu Bund zum Teil sehr stark. Mir erscheint es deshalb sinnvoll, den historischen Hintergrund zu betrachten und damit das Kernanliegen zu erfassen. „Baden Powell setzte es sich zum Ziel seiner Arbeit, Jungen dieses Milieus [soziale Unterschicht] durch körperliche, geistige und moralische Ertüchtigung zu vollwertigen Mitgliedern der Gesellschaft und zu verantwortungsvollen und selbständigen Bürgern zu erziehen. Dazu entwickelte er, und das war das Neue, in der Pfadfinderbewegung eine Methode der Erziehung durch Begeisterung, eine Lebensschule, die Spaß machte, und nicht ... Lehrsätze mit Zuckerbrot und Peitsche einprügelte. Die Vorbereitung auf das Leben in der Gesellschaft war bei Baden-Powell ein schrittweises, dem jeweiligen Entwicklungsstadium des Jungen angepassten Heranführen an das Ziel.

Bevor der nächste Schritt getan und dem Jungen eine schwerere Aufgabe gestellt wurde, legte der Junge eine Probe ab, ob er auch in der Lage sei, die nächste Aufgabe zu bewältigen; wäre er das nicht gewesen und wäre er an der Aufgabe bzw. dem nächsten Schritt gescheitert, wäre das Erfolgserlebnis ausgeblieben, Frustration die Folge und die ganze Begeisterung, die den Jungen motivieren sollte, wäre nicht nur dahin gewesen, sondern wäre auch einer Aversion gegenüber der Pfadfinderei gewichen. Wir kennen das ja alle analog aus der Schule. Historisch gesehen ist die Probe also nichts anderes als ein Test, ob der Junge (oder das Mädchen) in der Entwicklung bereits den Schwierigkeiten der nächsten größeren Anforderung gewachsen ist, um Frustration zu vermeiden“ (VCP Land Hamburg 1988, 59 f).

Folglich ist das Anwenden der Probenarbeit kein defizitorientiertes Arbeiten, sondern setzt an den individuellen Ressourcen an, fördert und fordert diese.

4.6.7 Besinnlicher Teil

Dieser Programmteil wird wahrscheinlich von vielen erst mal nicht mit typischer Pfadfinderarbeit verbunden, wo es doch um Aktivitäten, Erlebnisse, Abenteuer und „Learnig by doing“ geht. Zu all diesem stellt ein besinnlicher Teil keine störende Unterbrechung oder ein krasses Kontrastprogramm dar, sondern eine wichtige Ergänzung.

Es ist unbedingt notwendig, Prozesse, die durch die gemeinsamen Aktivitäten angestoßen wurden, auch zu reflektieren und zu verarbeiten. Dabei lernen die Kinder, ihre Gefühle wahrzunehmen und auch zu artikulieren. Darüber werden neue Verhaltensmuster erlernt, die es den Kindern ermöglichen sollen, auch im Familienleben ihre Gefühle offen zu zeigen und mitzuteilen. Der Austausch, das gegenseitige Zuhören und Verstehenlernen sind wichtige Elemente, denen sich die Klärung von gestörten Beziehungen innerhalb der Gruppe anschließen können. Daneben werden auch Wertefragen behandelt, z. B. durch die Beschäftigung mit dem Pfadfindergesetz und dem Pfadfinderversprechen. Bei christlicher Ausrichtung schließen sich Betrachtungen von Bibeltexten und Glaubensinhalten an.

Weshalb der Vermittlung von Werten und damit auch Normen so großes Gewicht beizumessen ist, wird in folgendem Gedankengang deutlich. „Eine Lebensführung, die nur von Triebregungen und Genuß, nur von Forderungen geleitet ist, die nicht darüber hinaus sich ethischen und moralischen Normen verpflichtet fühlt, entspricht nicht der wahren menschlichen Natur und Würde und macht nicht glücklich. In dem gekennzeichneten

weltanschaulichen Freiraum muß das menschliche Leben letztlich sinnlos erscheinen. An dieser Sinnlosigkeit zerbrechen dann viele dieser Menschen innerlich, die in diesem weltanschaulichen Freiraum leben“ (Weinschenk 1981, 476).

4.6.8 Das gemeinsame Essen

Gemeinsame Mahlzeiten sind ein stark gemeinschaftsförderndes Element. In jeder Gruppenstunde wird zusammen gegessen. Je nach Programm, z. B. Stockbrot backen oder auf dem Feuer kochen lernen, steht es auch mal im Zentrum des Abends. Ansonsten ist es bereits fertig vorbereitet. Die Eltern werden nicht selten bei den Vorbereitungen mit eingebunden und gelegentlich auch beim Essen selbst. Wird auf dem Feuer gekocht, übernehmen die Kinder die Verantwortung für das Essen und die Eltern können sich bedienen lassen.

4.6.9 Einbeziehung der Eltern

Das vordergründig vor allem für die Kinder ausgelegte Programm verliert viel an Wirksamkeit, wenn es auf diese beschränkt bleibt. Werden in der Gruppe erlernte neue Verhaltensweisen nicht in der Familie weiter unterstützt und praktiziert, so verpuffen viele Lerneffekte wieder. Deshalb ist die Elternarbeit innerhalb der präventiv arbeitenden Pfadfinderarbeit ein großer Schwerpunkt. So beschränkt sich der Kontakt zu den Eltern nicht auf das Bringen und Abholen der Kinder und gelegentliche Infobriefe.

Die Eltern werden in das Gruppengeschehen mit einbezogen, zu gemeinsamen Mahlzeiten eingeladen und zur aktiven Mitarbeit ermutigt. Wochenendlager werden mit ihnen gemeinsam durchgeführt. In diesen Zeiten setzen sich die Eltern intensiv mit dem auseinander, was ihre Kinder beschäftigt. Die Umgebung bietet nichts, was die Eltern von den Kindern ablenkt, diese erleben ungeteilte Aufmerksamkeit.

Ein anderer wichtiger Effekt ist, dass sich die Eltern untereinander kennen lernen. Durch das verbindende Element der gemeinsamen Pfadfinderteilnahme der Kinder fällt es nicht schwer einen Erfahrungsaustausch zu beginnen. Erziehungsfragen werden besprochen, Möglichkeiten der Konfliktbewältigungen reflektiert und von Erfolgen wie Misserfolgen berichtet. Die Eltern wachsen so in ein soziales Netzwerk hinein, in dem sie mit ihren Sorgen, Ängsten und Nöten nicht mehr alleine stehen. Diese soziale Unterstützung ist ein großer stabilisierender Faktor mit starker protektiver Wirkung (vgl. Kap. 4.5.3).

4.6.10 Abschiedsrunde

Zum Abschluss stellen sich alle in einen Kreis. Wer noch etwas mitzuteilen hat, macht dies und wichtige Informationen werden kurz wiederholt. Es fassen sich alle mit überkreuzten Armen an den Händen und es werden paar Abschiedsworte gesagt. Anschließend wird eine Liedstrophe gesungen, z. B. von „Nehmt Abschied Brüder“.

Die Abschiedsrunde hat verschiedene Funktionen. Zum einen ist damit der Abschluss geregelt und sichergestellt, dass alle nötigen Absprachen getroffen wurden. Zum anderen wird noch einmal der Gruppenzusammenhalt deutlich und das Gefühl der Gruppenzugehörigkeit tut allen Beteiligten gut.

4.6.11 Fahrten und Lager

Neben den wöchentlichen Gruppenstunden und anderen kleineren Aktivitäten sind Fahrten und Lager ein wichtiger Bestandteil. Sie stellen ganz klar die „Highlights“ im Jahr da. Während unter der Woche die Zeit immer recht begrenzt ist, hat man dort die Möglichkeit, intensiver an etwas dran zu bleiben. Frei von den Anforderungen und Einflüssen des Alltags können die Beziehungen gepflegt und vertieft werden. Durch das Zusammensein an 24 Stunden am Tag lernt man ganz neue Seiten an anderen kennen. Durch die entstehenden Reibungspunkte wird Konfliktbewältigung und angemessener Umgang miteinander trainiert. Das gemeinsam Erlebte verstärkt das Zugehörigkeitsgefühl ungemein.

4.7 Aktueller Stand

Vom 01.08.03 bis 03.08.03 wurde das 1. Stammeslager mit Stammesgründungsfeier durchgeführt (vgl. Anlage 1). Am Donnerstag, den 07.08.03 gab es die erste Sippenstunde die nun wöchentlich stattfindet.

Das Projekt wird von einer Sozialpädagogin und einem Sozialpädagogen im Prozess der Diplomarbeit geleitet. Drei weitere verantwortliche Mitarbeiter sind junge Männer, die bereits erfahren in Kinder- und Jugendarbeit sind und teilweise auch die offizielle Ausbildung zum Jugendleiter haben.

Darüber hinaus waren zwei Männer mit Drogen- und Kriminalitätshintergrund in das Team integriert. Einer der Männer heiratet diesen Sommer und stellte seine verbindliche Mitarbeit aus Zeitgründen auf projektbezogene um. Der andere vollzog in seiner

Entwicklung kürzlich Rückschritte, so dass die Bereiche der Mitarbeit deutlich eingeschränkt wurden. Trotz dieser Schwierigkeiten bleibt auch zukünftig die Integration das Ziel, da sich durch die Arbeit im Team bereits viele stabilisierenden Auswirkungen für beide Personen gezeigt haben.

Nach der Gründungsfeier äußerten ein Mann mit Drogenhintergrund und seine Frau Interesse an zukünftiger Mitarbeit. Sie brachten sich bereits bei der ersten Sippenstunde mit ein und werden zukünftig mit in das Team integriert werden.

Die Mitarbeiterschulung erfolgt derzeit überwiegend durch interne Angebote, wird aber durch regionale und bundesweite Schulungen ergänzt.

4.8 Weitere Planung

Geplant ist die Aufteilung in zunächst zwei Altersgruppen. Sobald es die Gruppenstruktur erfordert und die Mitarbeitersituation ermöglicht, werden weitere Differenzierungen nach Alter und Geschlecht vorgenommen.

Es gibt das Angebot der Zusammenarbeit vom Verein „Menschen in Not e.V.“, ein seit 1988 engagierter Dienst für Familien von Strafgefangenen. Im September wird ein von ihnen durchgeführtes Indianercamp für Kinder von Strafgefangenen besucht und voraussichtlich die Planung für ein solches Camp in 2004 begonnen.

Darüber hinaus wird an Strategien und Konzepten gearbeitet, wie gefährdete Kinder und ihre Familien gezielt erreicht und integriert werden können. Als eine Möglichkeit zeichnen sich die Kontakte zu Strafgefangenen in den wöchentlichen Gesprächsgruppen ab, die zum Teil eigene Kinder haben und im Umkreis wohnen.

Die zukünftig gewonnen Erkenntnisse und Erfahrungen sollen über diese Diplomarbeit hinaus der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Denn eine multiplikatorische Wirkung durch das Anstoßen und Unterstützen weiterer Projekte wäre sehr zu begrüßen. Dabei steht nicht die Entstehung weiterer Pfadfinderarbeiten im Vordergrund, sondern dass wirkungsvolle Präventionsarbeit geleistet wird, in Übereinstimmung mit den derzeitigen wissenschaftlichen Erkenntnissen. Für dieses Ziel bietet sich u. a. die ab Oktober geplante Internetpräsenz an, allerdings mit einer Einschränkung. So könnte eine Überbetonung des präventiven Anliegens in der breiten Öffentlichkeit als exklusives Angebot für „kaputte“ und „gefährdete“ Kinder missverstanden werden und zu einer Stigmatisierungstendenz führen.

5 Schlussbemerkungen

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die genannten Eigenschaften chronischer Delinquenz. Dazu zählen die hohe Stabilität delinquenten Verhaltens, die fehlende Spezialisierung innerhalb antisozialer Verhaltensweisen und das frühe Einstiegsalter. Diese Ergebnisse legen den Schluss nahe, dass chronischer Delinquenz, und damit jeder Kriminalität, am wirkungsvollsten mit früh einsätzender primärer Prävention zu begegnen ist.

Als besonders erfolgreich zeigten sich Präventionsprogramme die mehrere Risikofaktoren gleichzeitig erfassten, nach einem ökologischen Ansatz arbeiteten, eine Programmdauer von mindestens zwei Jahren aufwiesen und bereits in den ersten fünf Lebensjahren mit ihren Maßnahmen einsetzten. Dabei wurden Maßnahmen sowohl für die Kinder als auch deren Eltern angeboten. Es bestand ein ausgewogenes Verhältnis von Komm- und Gehstrukturen. So gab es regelmäßige Hausbesuche und an die Zentren gebundene Leistungen.

Bei vielen deutschen Präventionsansätzen sind die integrativen Bemühungen nur auf die Kinder und Jugendlichen gerichtet und lassen die deprivierten Familien außen vor (Eisenhardt 1997, 4). Es erscheint mir dringend notwendig den oben ausgeführten Erkenntnissen auch in Deutschland Rechnung zu tragen und die bestehenden Präventionsmaßnahmen auf die Arbeit mit den Familien auszuweiten. Daneben sollten weitere Präventionsprojekte entsprechend der erfolgreichen Ansätze etabliert und verbreitet werden. Ein gelungenes Beispiel für ein von amerikanischen auf deutsche Verhältnisse übertragenes Programm stellt „Families and Schools Together“ (FAST) dar (vgl. Eisenhardt 1997).

PAHF ist eine Antwort auf die eben ausgeführte Forderung nach neuen Präventionsprojekten.

Abschließend möchte ich die große Bedeutung der Prävention noch mit einem Zitat von Ritzke zum Ausdruck bringen.

„Ich finde, mit dem Schwert der Strafe kann man keine Gesellschaftspolitik betreiben. Immer wieder muß man feststellen, daß gerade am Schluß, wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist wenn schon Straftaten begangen wurden, erst angefangen wird zu resozialisieren. Meines Erachtens müßte wesentlich weiter im Vorfeld eine starke Aktivität bestehen, um es gar nicht so weit kommen zu lassen“ (Ritzke 1984, 97).

6 Abstrakt

Der Autor beginnt die Arbeit über die Bedeutung der Prävention in der Resozialisierung aus sozialpädagogischer Sicht mit der Definierung der Schlüsselbegriffe. Prävention umfasst danach jene vorbeugende Maßnahmen die normenabweichendes Handeln verhindern. Als besonders wirkungsvoll stellt sich die Entwicklungsprävention heraus, die ihre Grundlage in Lebenslauftheorien hat und nach denen sich Delinquenz und Kriminalität im interaktiven Prozess entfalten. Resozialisierung wird verstanden als Wiedereingliederung in die Gesellschaft, an dessen Prozess das Individuum und die Gesellschaft gleichermaßen beteiligt sind. Sie ist dabei Teil des lebenslang anhaltenden Sozialisationsprozesses. Sozialpädagogik fasst außerschulische und außerfamiliäre Erziehungsbemühungen zusammen.

Anschließend werden die Ursachen krimineller Handlungen anhand der persönlichkeits-, familien- und umweltbezogenen Faktoren untersucht. Vorangestellt wird noch, dass es keine monokausale Erklärung für Kriminalität gibt sondern normenabweichendes Verhalten meist von mehreren verschiedenen Einflussfaktoren abhängt.

Die Ausführung zu den persönlichkeitsbezogenen Faktoren beginnt mit Beiträgen der Entwicklungspsychologie. Entwicklungsprobleme, als mögliche Ursache von abweichendem Verhalten, sind beschrieben als Passungsprobleme zwischen dem Individuum und der Umwelt. Entwicklungsabschnitte, in denen Erfahrungen maximale positive oder negative Wirkungen haben, werden als sensible oder kritische Perioden bezeichnet. Darunter fallen insbesondere die ersten Lebensjahre. Als Beitrag der Entwicklungspsychopathologie wird das Konzept der Risiko- und Schutzfaktoren vorgestellt. Ein höchst wirksamer Schutzfaktor ist eine positive Mutter-Kind-Interaktion. Unter den empirischen Ergebnissen erfolgt folgende Aufzählung von sieben Risikofaktoren, die sich in der Voraussage von chronischer Delinquenz als am wirkungsvollsten herausstellten: Niedriger sozioökonomischer Status, verurteilte Eltern, geringe Intelligenz, kümmerliche elterliche Erziehung, Nervigkeit, Verhaltensstörungen und ausrastendes Verhalten.

Bei den familienbezogenen Faktoren ist zu Anfang der Familienbegriff zu klären. Der gewählte psychologische Familienbegriff orientiert sich am Prinzip des gemeinschaftlichen Lebensvollzugs als intimes Beziehungssystem und schließt damit auch quasi-familiäre

Lebensformen mit ein, die über den rechtlichen oder biologischen Familienbegriff hinausgehen. In der Familienentwicklungstheorie wird der Familienzyklus in unterschiedliche Phasen eingeteilt. Diese Phasen bringen jeweils spezifische Familienentwicklungsaufgaben mit sich und ihre Übergänge führen meist zu tiefgreifenden Umstrukturierungen. Werden die Entwicklungsaufgaben nur unzureichend bewältigt oder anstehende Neustrukturierungen nicht vollzogen, so kommt es zu Asynchronien im Familienzyklus, die ohne erneute Synchronisierung zu Familienfehlentwicklungen führen. Nach der Familienstresstheorie ist für die familiäre Bewältigung von Belastungen sehr entscheidend, in welcher Art und Weise der Stressor intern definiert wird und welche Bewältigungsressourcen der Familie zur Verfügung stehen. Viele empirische Studienergebnisse stimmen darin überein, dass feindliche und zurückweisende Erziehung und fehlende Betreuung direkte Auswirkungen auf antisoziales Verhalten und Delinquenz haben. Indirekten Einfluss nimmt dagegen die Familienstruktur, wie strukturell unvollständige Familie, Trennung von den Eltern, was sich wiederum auf die Erziehung auswirkt.

Als theoretischer Bezugsrahmen für die umweltbezogenen Faktoren dient die Theorie der differentiellen Assoziation nach Sutherland. Danach kann kriminelles Verhalten wie jedes andere soziale Verhalten gelernt werden. Personen werden kriminell, weil sie Kontakt zu kriminellen Gruppen haben und in relativer Isolierung zu gesetzeskonformen Gruppen leben. Aus dem Ansatz der differentiellen Assoziation lassen sich somit soziale Interventionen als sinnvoll ableiten. Für delinquente Jugendliche lässt sich empirisch ein verändertes Freizeitverhalten feststellen. Sie zeigen eine Abneigung gegen organisierte Freizeitbeschäftigungen und tendieren zu negativen Freizeitbeschäftigungen mit destruktiven Zügen. Dabei spielt die Gleichaltrigengruppe eine wichtige Rolle hinsichtlich krimineller Ansteckung, verstärkt durch das Phänomen des Gruppendrucks.

Im nächsten Abschnitt werden Elemente erfolgreicher Präventionsprogramme vorgestellt. Als besonders erfolgreich zeigten sich Präventionsprogramme die mehrere Risikofaktoren gleichzeitig erfassten, nach einem ökologischen Ansatz arbeiteten, eine Programmdauer von mindestens zwei Jahren aufwiesen und bereits in den ersten fünf Lebensjahren mit ihren Maßnahmen einsetzten. Dabei wurden Maßnahmen sowohl für die Kinder wie auch deren Eltern angeboten. Es bestand ein ausgewogenes Verhältnis von Komm- und

Gehstrukturen. So gab es regelmäßige Hausbesuche und an die Zentren gebundene Leistungen.

Auf die vorangegangenen Ergebnisse aufbauend stellt der Autor im letzten Kapitel das Präventionsprojekt „August Hermann Francke“ (PAHF) vor. Das Grundkonzept wurde von der Pfadfinderarbeit übernommen, jedoch theoriegeleitet modifiziert und die einzelnen Elemente nach ihrer evaluierten Wirksamkeit ausgewählt.

Der Zweck der Pfadfinderbewegung ist es, zur Entwicklung junger Menschen beizutragen, damit sie ihre vollen körperlichen, intellektuellen, sozialen und geistigen Fähigkeiten als Persönlichkeiten, als verantwortungsbewusste Bürger und als Mitglieder ihrer örtlichen, nationalen und internationalen Gemeinschaft einsetzen können. Mit dieser Zielsetzung eignet sich die Pfadfinderarbeit ausgesprochen gut für präventive Zwecke.

Ziel des PAHF ist es, Kinder, deren Familien und ehemalige straffällige und drogenabhängige Menschen in ein soziales Netzwerk zu integrieren, aus dem heraus sie Unterstützung und Rückhalt erfahren. Dies beinhaltet die Förderung kindlicher Resilienz, die Stärkung des Familienzusammenhaltes, das Schaffen von Eltern-Eltern Verbindungen, einhergehend mit dem Aufbau eines Selbsthilfe-Netzwerkes und das Empowerment von Eltern.

Der offizielle Projektbeginn war am 02.08.03 mit der Pfadfinderstammesgründung „August Hermann Francke“ im Rahmen eines Wochenendlagers. So ließen sich bislang noch keine Auswirkungen des Präventionsprojektes evaluieren. Wohl konnten aber exemplarisch Wege aufgezeigt werden, wie wissenschaftliche Ergebnisse zur Prävention in der Resozialisierungspraxis genutzt werden können.

7 Literaturverzeichnis

Albrecht, H.J. (1995): Strafe und Prävention. Eine Herausforderung für Rechtswissenschaft und Justiz, Diskurs, Jg. 10, Heft 1, 15-22.

Balluseck, H.v. (1978): Abweichendes Verhalten und abweichendes Handeln. Ein Lehr- und Arbeitsbuch, Frankfurt: Campus Verlag.

Baptistische Pfadfinderschaft (Hrsg.) (2001): Konzeption und Arbeitshilfen, Stuttgart-Zuffenhausen, siehe auch www.bps-pfadfinder.de unter Downloads.

Bensch, H. (Hrsg) (1992): Grundlagen der Psychologie. Studienausgabe, Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Beyreuther, E. (1987): August Hermann Francke. Zeuge des lebendigen Gottes, Marburg an d. Lahn: Verlag der Francke-Buchhandlung

Böllert, K. (1995): Zwischen Intervention und Prävention. Eine andere Funktionsbestimmung Sozialer Arbeit, Neuwied: Luchterhand.

Buchmann, M. (1983): Konformität und Abweichung im Jugendalter. Eine empirische Untersuchung zur Biographie- und Identitätsentwicklung und abweichendem Verhalten Jugendlicher, Diessenhofen: Verlag Rüegger.

Bundeskriminalamt (Hrsg.) (2001): Kriminalprävention in Deutschland. Länder-Bund-Projektsammlung 2001, Neuwied und Kriftel: Luchterhand.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (1999): Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe, Stuttgart: Kohlhammer.

Callies, R.-P., Müller-Dietz, H. (1986): Strafvollzugsgesetz. Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe und der freiheitsentziehenden Maßregeln der Besserung und Sicherung mit ergänzenden Bestimmungen erläutert von Rolf-Peter Calliess und Heinz Müller-Dietz, 4. Aufl., München: Beck.

Cornel, H. (Hrsg.) (1995): Handbuch der Resozialisierung, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.

Eisenhardt, T. (1997): Interventionen im Kindesalter als Prävention von Verhaltensstörungen. Amerikanische Präventionsprogramme im Rahmen von Early Childhood Intervention und Familienarbeit, Siegen: Universität-Gesamthochschule Siegen.

Fend, H. (2003): Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Ein Lehrbuch für pädagogische und psychologische Berufe, 3. Aufl., Opladen: Leske und Budrich.

Filipp, S.-H. (Hrsg.) (1990): Kritische Lebensereignisse, 2. Aufl., München: Psychologie Verlags Union.

Frey, M., Hassan-Mansour, A., Mayer, C., Abeska, U., Kraus, L. (1997): Jugendarbeit mit Straffälligen. Theorie und Praxis Sozialen Trainings, Freiburg: Lambertus.

Fritz, J. (1976): Gruppendynamik und Jugendarbeit, München: Juventa Verlag.

Gefährdetenhilfe Scheideweg e.V. (Hrsg.) (1999): Handbuch für ehrenamtliche Straffälligenhelfer, 3. Auflage, Hückeswagen: BSDG-Verlag.

Göppinger, H. (1971): Kriminologie, München: C.H.Beck.

Grundmann, M., Huinink, J. (1991): Der Wandel der Familienentwicklung und der Sozialisationsbedingungen von Kindern. Situationen, Trends und einige Implikationen für das Bildungssystem, Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 37, Nr. 4, 529-554.

Gudjons, H. (2001): Pädagogisches Grundwissen, 7. Aufl., Bad Heilbrunn: Klinkhardt

Hermann, D., Dölling, D. (2001): Kriminalprävention und Wertorientierung in komplexen Gesellschaften. Analysen zum Einfluss von Werten, Lebensstilen und Milieus auf Delinquenz, Viktimisierung und Kriminalitätsfurcht, Mainz: Weisser Ring, Mainzer Schriften zur Situation von Kriminalitätsoffern; Band 29.

Hare, R. D. (1995): Psychopaths: New Trends in Research, The Harvard Mental Health Letter, siehe auch <http://cstl-cla.semo.edu/callis/Topics/Personality/pschopath.htm>.

Herriger, N. (1997): Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung, Stuttgart: Kohlhammer.

Herriger, N. (1986): Präventives Handeln und soziale Praxis. Konzepte zur Verhütung abweichenden Verhaltens von Kindern und Jugendlichen, Weinheim: Juventa Verlag.

Hübner, A., Klatta, R., Swoboda, H. (1991): Straßen sind wie Flüsse zu überqueren. Ein Lesebuch zur Geschichte des Bundes Deutscher Pfadfinder (BDP). Die 80er Jahre, Frankfurt a. M.: Verlag Jugend und Politik.

Hübner, A., Klatta, R., Swoboda, H. (1981): Straßen sind wie Flüsse zu überqueren. Ein Lesebuch zur Geschichte des Bundes Deutscher Pfadfinder (BDP), Frankfurt a. M.: Verlag Jugend und Politik.

Janz, S. (2000): Belastung und Resilienz in der Kindheit. Ansätze zur Prävention und Intervention, Siegen: Diplomarbeit an der Universität-Gesamthochschule Siegen.

Koetzsche, H. (1995): Kann bei der Verhütung von Straftaten auf aktive Arbeit mit Straffälligen verzichtet werden? Bewährungshilfe, Jg. 42, Heft 4, 411-455.

Kreft, D., Mielenz, I. (Hrsg.) (1988): Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik; 3. Aufl., Weinheim: Beltz.

Kronast-Wimmer, H. (1987): Wohngemeinschaft: Stigma oder Chance. Resozialisierungsmöglichkeiten männlicher erwachsener Haftentlassener über eine Wohngemeinschaft, Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Krüger, H.-H. (Hrsg.) (1993): Handbuch der Jugendforschung, 2. Aufl., Opladen: Leske und Budrich.

Lamnek, S. (1997): Neue Theorien abweichenden Verhaltens, München: Fink.

Ledig, M., Schneider, K., Zehnauer, A. (1996): „Orte für Kinder“: Pluralisierung von Betreuungsformen – Öffnen von Institutionen, Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 42, Nr. 3, 347-364.

Lindmeier, B. (1998): Die Pädagogik des Rauhen Hauses. Zu den Anfängen der Erziehung schwieriger Kinder bei Johann Hinrich Wichern, Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Meinhold, P. (Hrsg.) (1973): Johann Hinrich Wichern – Sämtliche Werke. Die Schriften zur Gefängnisreform, Hamburg: Lutherisches Verlagshaus Hamburg.

Meissner, D. (Hrsg.) (2001): Schlaues Buch I. Alles für die Bronze-Lilie. Baptistische Pfadfinderschaft, siehe auch www.bps-pfadfinder.de unter Downloads.

Mennicke, C. (2001): Sozialpädagogik. Grundlagen, Formen und Mittel der Gemeinschaftserziehung; Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Menschk, P. (2001): Die Erziehung der Jugend zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Nächsten. Die Pädagogik August Hermann Franckes, Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Niepel, G. (1994): Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung alleinerziehender Frauen. Eine empirische Studie, Opladen: Leske und Budrich.

Noack, W. (2001): Sozialpädagogik. Ein Lehrbuch, Freiburg: Lambertus.

Obst, H. (2002): A. H. Francke und die Franckeschen Stiftungen in Halle, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Oerter, R., Montada, L. (2002): Entwicklungspsychologie. Lehrbuch, 5. Aufl., Weinheim: Beltz.

Ortmann, R. (1987): Resozialisierung im Strafvollzug. Theoretischer Bezugsrahmen und empirische Ergebnisse einer Längsschnittstudie zu den Wirkungen von Strafvollzugsmaßnahmen, Freiburg: Eigenverlag Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht, Band 27.

Petermann, U., Petermann, F. (2003): Training mit sozial unsichern Kindern. Einzeltraining, Kindergruppen, Elternberatung, Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Petermann, U., Petermann, F. (2000): Training mit aggressiven Kindern. Einzeltraining, Kindergruppen, Elternberatung, Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Raabe, F. (1961): Die Bündische Jugend. Ein Beitrag zur Geschichte der Weimarer Republik, Stuttgart: Brentanoverlag.

Raabe, P. (2002): In Franckes Fußstapfen. Aufbaujahre in Halle an der Saale, Hamburg: Arche Verlag.

Rechtien, W. (1999): Angewandte Gruppendynamik. Ein Lehrbuch für Studierende und Praktiker, 3. Aufl., Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Reinke, E. (1997): Psychotherapie und Soziotherapie mit Straftätern. Klinik und Forschung, Giessen: Psychosozial-Verlag.

Resch, F. (1996): Entwicklungspsychopathologie des Kindes- und Jugendalters. Ein Lehrbuch, Weinheim: Beltz.

Ritzke, A. (1984): Zur Bedeutung der §§ 154b, 456a StPO, 57 StGB in der Praxis einer Strafverfolgungs- bzw. Strafvollstreckungsbehörde, in: Schäfer, K. H., Sievering, U. O. (Hrsg.): Ausländerrecht contra Resozialisierung?, Frankfurt am Main, 97

Rollett, B., Werneck, H. (Hrsg.) (2002): Klinische Entwicklungspsychologie der Familie, Göttingen: Hogrefe.

Schäfer, K.H., Sievering, U.O. (Hrsg.) (1984): Ausländerrecht contra Resozialisierung?, Frankfurt am Main.

Schäffer, P. (1996): Rückfall bei ehemaligen Strafgefangenen. Ergebnisse einer Nachuntersuchung der Tübinger Jugendtäter-Vergleichsuntersuchung, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.

Schneewind, K. A. (1991): Familienpsychologie, Stuttgart: Kohlhammer.

Schneider, H.J. (2000): Gewaltdelinquenz im Kindes- und Jugendalter. Häufigkeit, Ursachen, Vorbeugung und Kontrolle in internationaler Perspektive, Kriminalistik, 2/00, 87-98.

Schneider, H.J. (1999): Neue Wege der Kriminalitätskontrolle. Strategien der Verbrechensverhütung und ihre Erfolgsaussichten, Universitas, Heft 9, 819-835.

Schwind, H.D. (2002): Kriminologie. Eine praxisorientierte Einführung mit Beispielen, Heidelberg: Kriminalistik Verlag.

Schwind, H.D., Blau, G. (Hrsg.) (1976): Strafvollzug in der Praxis. Eine Einführung in die Probleme und Realitäten des Strafvollzuges und der Entlassenenhilfe, Berlin: de Gruyter.

ScoutNet Deutschland (Hrsg.) (1997): Die Grundlagen der Pfadfinderbewegung. Übersetzung des 1989 durch das World Scout Bureau herausgegebenen Heftes »Fundamental Principals«, Neuss: Georgs-Verlag Neuss, siehe auch www.scoutnet.de/rdp/grundlagen/.

Stuckensen, A. (1998): Die Chance von Sportvereinen bei der Resozialisierung krimineller Jugendlicher. Eine empirische Untersuchung über die Frage, ob sich Mitgliedschaft in einem Sportverein positiv auf die Resozialisierung Jugendlicher auswirken kann. Mainz: Dissertation an der Johannes Gutenberg – Universität Mainz.

Thesing, T., Geiger, B., Erne-Herrmann, P., Klenk, C. (2001): Sozialpädagogische Praxisfelder. Ein Handbuch zur Berufs- und Institutionskunde für Sozialpädagogische Berufe, Freiburg: Lambertus.

Ulich, M. (1988): Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, Zeitschrift f. Entwicklungspsychologie u. Pädagogische Psychologie, Band 20, Heft 2, 146-166.

Veith, J. (1993): Sicherungsmaßnahmen und Resozialisierung im Erwachsenenvollzug, Bonn: Dissertation an der Rheinischen Friedrichs-Wilhelms-Universität Bonn.

Villmow, B., Kaiser, G. (1973): Empirisch gesicherte Erkenntnisse über Ursachen der Kriminalität. Eine problemorientierte Sekundärenalyse, Max Plank Institut für ausländisches und internationales Strafrecht, Freiburg.

Weinschenk, C. (1981): Entschluß zur Tat, Schuldfähigkeit, Resozialisierung, Prävention, Königstein: Athenäum.

Wurzbacher, G. (Hrsg.) (1961): Gruppe – Führung – Gesellschaft. Begriffskritik und Strukturanalysen am Beispiel der Christlichen Pfadfinderschaft Deutschlands, München: Juventa Verlag.

Yoshikawa, H. (1994): Prevention as Cumulative Prevention: Effects of Early Family Support and Education on Chronic Delinquency and Its Risks, Psychological Bulletin, Vol. 115, No. 1, 28-54.

Zink, C. (Bearb.) (1986): Pschyrembel Klinisches Wörterbuch mit klinischen Syndromen und Nomina Anatomica, 255. Aufl., Berlin: Walter de Gruyter.

Anhang

- 1. Zeitungsartikel Herborner Echo**
- 2. Informationsblatt der Baptistischen Pfadfinderschaft**
- 3. Konzeption und Arbeitshilfe der Baptistischen Pfadfinderschaft**
- 4. Satzung der Gefährdetenhilfe Breitscheid e.V.**

Erklärung

Ich versichere hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst, keine anderen, als die angegebenen Hilfsmittel verwendet und sämtliche Stellen, die benutzten Werken im Wortlaut oder dem Sinn nach entnommen sind, mit Quellenangaben kenntlich gemacht habe.

Die Arbeit wurde bisher keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch nicht veröffentlicht.

Breitscheid, den 15.08.2003

(Thomas Landgraf)